

20. Jahrgang

1/93

Vierteljahres-
zeitschrift für
Stadtgeschichte
Stadtsoziologie
und
Denkmalpflege



Ruth E.
Mohrmann

Macht Stadtluft frei?

Gerhard
Kaldewei

Kalkar als Stadt des Mittelalters

Detlev Ipsen

Das Schöne und Häßliche in der Stadt

Udo Kultermann

Himmlische Stadt Ch'ang-an

Andreas Gestrich

Alltag im pietistischen Dorf

Kohlhammer

Herausgegeben von Otto Borst



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie
und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Paul Bahrtd,
Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht,
Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke
herausgegeben von Otto Borst

Redaktionskollegium: Professor em. Dr. Otto Borst, Historisches Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart 1 (Hauptschriftleiter) – Professor Dr. Burkhard Hofmeister, Direktor des Instituts für Geographie an der Technischen Universität Berlin, Budapester Straße 44/46, 1000 Berlin 30 – Professor Dr. Rainer Jooß, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbettringerstraße 200, 7070 Schwäbisch Gmünd – Professor Dr. Hermann Korte, Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 120, 4630 Bochum – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Karl-Schornagel-Ring 60, 8000 München 22 – Schriftleitung: Hans Schultheiß, Rotenbergstraße 5, 7000 Stuttgart 1 – Redaktionslektorat: Frauke Borst, Mozartweg 32, 7300 Esslingen.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (07 11) 35 76 70.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 420 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 134,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 105,- einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 35,20 einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 786 31. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart. Printed in Germany. *Die Zeitschrift* und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Der Rechtsschutz gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Jede Verwertung bedarf der Genehmigung der W. Kohlhammer GmbH. Der Verlag erlaubt allgemein die Fotokopie zu innerbetrieblichen Zwecken, wenn dafür eine Gebühr an die VG WORT, Abt. Wissenschaft, Goethestraße 49, 8000 München 2, entrichtet wird, von der die Zahlungsweise zu erfragen ist.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln

INHALT

ABHANDLUNGEN

RUTH E. MOHRMANN, Macht Stadtluft frei?	1
GERHARD KALDEWEI, »Eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte«. Kalkar am Niederrhein als Stadt des Mittelalters	7
DETLEV IPSEN, Das Schöne und das Häßliche in der Stadt Zur Ästhetik der Agglomeration	25
UDO KULTERMANN, Die himmlische Stadt Ch'ang-an	35
ANDREAS GESTRICH, Alltag im pietistischen Dorf. Bürgerliche Religiosität in ländlicher Lebenswelt	47

DIE AUTOREN	60
-------------------	----

BESPRECHUNGEN

Stadtgeschichte, Stadtsoziologie

ERNST PITZ, Europäisches Städtewesen und Bürgertum (<i>Engelbert Winter</i>)	61
THOMAS SCHOLZE, Im Lichte der Großstadt (<i>Mechtilde Kießler</i>)	65
UWE RENNPIESS, »Jenseits der Bahn« (<i>Josef Eckert</i>)	66

Städtebau, Stadterneuerung

MERVIN MILLER, Raymond Unwin: Garden Cities and Town Planning (<i>Dirk Schubert</i>)	67
J. A. YELLING, Slums and Redevelopment (<i>Dirk Schubert</i>)	69
THOMAS TOPFSTEDT, Städtebau in der DDR (<i>Erich Konter</i>)	70

Architektur

ROBERT KOCH / EBERHARD POOK (Hrsg.), Karl Schneider, Leben und Werk (<i>Ronald Kunze</i>) ..	71
RUDOLF HIERL, Erwin Gutkind, Architektur als Stadtraumkunst (<i>Ronald Kunze</i>)	72
ALFRED FISCHER, Neue Architektur durch Umnutzung alter Gebäude und Anlagen (<i>Hans Schmalscheidt</i>)	73
HAMBURGISCHE ARCHITEKTENKAMMER (Hrsg.), Architektur in Hamburg. Jahrbuch 1992 (<i>Hildegard Kösters</i>)	75

Ruth-E. Mohrmann

Macht Stadtluft frei?¹

Stadtluft macht frei! – Macht Stadtluft frei? – Der berühmte mittelalterliche Rechtsgrundsatz, daß Stadtluft frei mache, der jedem Schulkind geläufig ist und in keiner Kulturgeschichte fehlt, ist neuerdings ins Gerede gekommen. So zielen die jüngsten Diskussionen der Stadtrechtshistoriker auf Fragen des Alters, der Herkunft und ursprünglichen Bedeutung, die sich bei näherem Hinsehen voller Überraschungen entpuppen. Dies soll hier allerdings nicht weiter interessieren, auch wenn das Ergebnis, daß die »berühmte mittelalterliche Gesetzesregel« kaum älter als zwei Jahrhunderte ist und zunächst – in abweichender Formulierung – den »Luftgebrauch« von Windmühlen meinte und der Frage galt, wie man sich Luft zu eigen mache², eher kurios anmutet. Doch das Faktum altstädtischer Freiheit ist damit nicht wirklich in Frage gestellt, wenn auch eine Überbewertung der Luft nicht länger statthaft ist. Rechtlich gesehen war die mittelalterliche Stadt kein Luftkurort, sondern nahm ihre Bürger durch Eid in die Pflicht, überlagerte aufgelöste alte Bindungen und schuf den neuen Bürgern bürgerliche Rechte, Pflichten und Freiheiten als Wechsel auf eine bessere Zukunft.³

Doch Freiheit ist kein Wert an sich. Erst die Klarstellung, wovon und wofür man frei ist, zeigt Wert und Unwert der Freiheit auf. Wie aber war es und wie ist es damit bestellt? Ist die Freiheit, in der wir heutigen Stadtbewohner leben, vielleicht nur eine vermeintliche? Und ist die Freiheit des Landbewohners in der Stadt von anderer Qualität? Haben wir das Netzwerk geschriebener und ungeschriebener Regeln so weit verinnerlicht, daß wir nur glauben, frei zu handeln, auch wenn wir gebunden sind? Und die berühmten Freiheiten der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtbevölkerung – war es mit ihnen wirklich so weit her, wenn wir das Alltagsleben dieser Menschen ins Auge fassen und nicht die klassischen Bereiche von Recht und Verfassung, von Handel und Gewerbe?

Bleiben wir gleich bei dieser Zeit und schauen uns das alltägliche Treiben in einer frühneuzeitlichen Stadt an. Einige Grundvoraussetzungen des Umgangs der Men-

¹ Leicht veränderter Text eines Vortrags in der Reihe »Lebendige Wissenschaft« des Süddeutschen Rundfunks. Die Anmerkungen beschränken sich auf die notwendigsten Literaturnachweise.

² Vgl. Chr. Gellinek, Stadtluft macht frei?, in: ZRG GA 106, 1989, S. 306–310; R. Haase, Anmerkungen zum Satz »(Stadt-)Luft macht frei«, in: ebda., S. 311–319.

³ Vgl. W. Ebel, Der Bürgereid als Geltungsgrund und Gestaltungsprinzip des deutschen mittelalterlichen Stadtrechts, Weimar 1958; K. Kroeschell, Artikel »Bürger«: in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte 1, Berlin u. a. 1971, Sp. 543–553.

Vorschau 20. Jahrgang 1993

Heft 2/1993: Themenheft: Stadtmuseen

Heft 3/1993: Themenheft: Stadt und Wasser

Heft 4/1993: Themenheft: Lokalstudien zum Nationalsozialismus

schen damals untereinander gilt es zunächst klarzustellen. Die Anonymität der Masse, wie sie heute ein so typisches Kennzeichen vor allem unserer Großstädte ist, war den Bewohnern frühneuzeitlicher Städte so gut wie unbekannt. Gewiß kannte selbst in den kleineren Städten nicht unbedingt jeder jeden, doch jeder erkannte jeden. Dies zwar nicht nach Name und Herkunft, doch gewiß nach seiner Standes- und oft genug nach seiner Berufszugehörigkeit. Doch wenn auch die ständische Ordnung und die Gebundenheit des einzelnen an einen bestimmten Stand in den nachreformatorischen Jahrhunderten weithin brüchig geworden waren, so war ihre Verbindlichkeit doch keineswegs hinfällig geworden. Und gerade die städtischen Obrigkeiten haben mit einer Fülle immer wieder erneuerter Verordnungen die ständischen Abgrenzungen festzuschreiben versucht.

Das städtische Regiment war hierbei oft starr und streng und griff in die persönlichen Bereiche ein. Vor allem die sogenannten Polizei- und Luxusverordnungen versuchten das Leben der Bürger von der Wiege bis zur Bahre zu reglementieren und standesgemäß festzuschreiben.⁴ War hier nicht nur die Anzahl der Hochzeitsgäste nach Ständen abgestuft oder sogar die Anzahl der gereichten Schüsseln, d. h. die Üb-

⁴ Vgl. V. Baur, *Kleiderordnungen in Bayern vom 14. bis zum 19. Jahrhundert*, München 1975; L. C. Eisenbart, *Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700*, Göttingen und Frankfurt a. M. 1962; E. Ziegler, *Sitte und Moral in früheren Zeiten. Zur Rechtsgeschichte der Reichsstadt und Republik St. Gallen*, Sigmaringen 1991.



Cornelis Dusart, *Der verliebte Schuhmacher*, Quelle: Kunstsammlungen Veste Coburg, Inv.-Nr.: VIII, 374,4.



Dominicus Custos, *Das Tischgebet »Nahrung und Kleyder Gott beschert...«*, Quelle: Kunstsammlungen Veste Coburg, Inv.-Nr.: I, 460,293.

rigkeit des Hochzeitsmahles vorgeschrieben, so war dort die als Standeskennzeichen besonders wirksam zu handhabende Kleidung samt Schmuck von der Stoffart über die Farben, vom Lotgewicht der Ketten und den Edelsteinen der Schmuckstücke bis hin zur Anzahl der Kragen und Taschentücher, der Marder-, Iltis- und Fuchsfelle den Standespersonen penibel und detailliert zugeschrieben. Durften hier die Handwerker ihr Haar nur auf eine ganz bestimmte Weise scheiteln, so durften dort je nach Stand Wiegen nicht intarsiert und Schränke nicht rot, rotgrün oder grün bemalt sein.⁵

Doch die Bemühungen der städtischen Obrigkeiten, den Mitgliedern der verschiedenen Stände ein bestimmtes Aussehen und Benehmen, bestimmte Zeichen ihrer Standeszugehörigkeit noch im engsten familiären Raum vor- und zuzuschreiben, waren letztlich zum Scheitern verurteilt. Denn die ständige Erneuerung der Kleider-, Hochzeits- und Luxusverordnungen ist nicht zuletzt Indiz ihrer Wirkungslosigkeit. Der

⁵ Vgl. u. a. R.-E. Mohrmann, *Alltagswelt im Land Braunschweig. Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert*, Münster 1990; N. Bubst, *Kleidung als sozialer Konfliktstoff*, in: *Saeculum* 44, 1993.

Blick auf die soziale Wirklichkeit zeigt, daß die engen Vorschriften häufig mißachtet und oft auch die Regelverletzungen nur halbherzig oder gar nicht bestraft worden sind.

Den Anspruch, Hüterin und Bewahrerin der rechten Lebensweise zu sein, erhob nicht nur die Stadtregierung, sondern auch die Kirche.⁶ Für das alltägliche Leben der Stadtbevölkerung zog auch dies einschneidende Folgen für ihre Unabhängigkeit nach sich. So war die Anzahl der von der Kirche gebotenen, mit Arbeitsruhe, Gottesdienst und eventuellen Fastgeboten zu begehenden Festtage bis zum 17. Jahrhundert regional auf fast 60 Tage angewachsen, zu denen noch etliche weltliche Feiertage hinzukamen.⁷ Die hier verordnete freie Zeit war keineswegs erwünschte Freizeit, ein damals im heutigen Sinne ohnehin unbekanntes Phänomen. Gerade für die ältere Stadtbevölkerung machte die erzwungene Arbeitsruhe und der dadurch verwehrt Verdienst ein Entkommen aus der Armutregion fast unmöglich. Darüber hinaus kontrollierten Stadtregiment und Kirche gleichermaßen das sittliche Verhalten der Stadtbürger. Ehebruch und vorehelicher Geschlechtsverkehr, ja selbst »verdächtige Unterhaltungen« verheirateter Frauen mit ledigen Männern zogen häufig strenge, in aller Öffentlichkeit gehandete Strafen nach sich: Auspeitschen und Pranger Stehen, Eselsritt und Halseisen waren nicht nur angedrohte, sondern teilweise bis ins 18. Jahrhundert tatsächlich vollzogene Strafen.⁸

Die Freiheit des einzelnen Stadtbewohners, sein persönliches Leben nach eigenem Gusto einzurichten, war zweifellos in vielem deutlich eingeschränkt. Die private Sphäre als ein individuell zu bestimmender Raum gewann erst allmählich Gestalt. Noch war Öffentliches und Privates kaum geschieden, wenn auch die Intimisierung im häuslichen Bereich voranschritt mit der Abgrenzung unterschiedlicher Zonen und Rückzugsräume – nur der Familie vorbehaltenen Wohnräumen, separaten Schlafkammern und vereinzelt auch Kinderzimmern.⁹

Dieses nur mit wenigen Strichen nachgezeichnete Bild frühneuzeitlicher Stadtkultur kannte Zwang und Einschränkungen, Kontroll- und Strafsysteme noch in zahlreichen anderen Feldern, vom streng gehandhabten Reglement der Zunfthandwerker über das Stapelrecht der Märkte bis hin zu subtil ausbalancierten Abgrenzungsmodi gegenüber Nichtbürgern, seien es Landbewohner oder Vaganten, »Unehrlische« oder fremde Bettler. Allerdings, die Kontrolle und Durchsetzung all der Verordnungen und

⁶ Vgl. z. B. H. Roodenburg, *Onder censuur. De kerkelijke tucht in de gereformeerde gemeente van Amsterdam, 1578–1800*, Amsterdam 1990.

⁷ E. Feddersen, *Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins*, Bd. 2: 1517–1721, Kiel 1938.

⁸ Vgl. K.-S. Kramer, *Grundriß einer rechtlichen Volkskunde*, Göttingen 1974; R. van Dülmen, *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, Bd. 2: Dorf und Stadt 16.–18. Jahrhundert, München 1992.

⁹ Vgl. P. Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit 1500 bis 1800*, Frankfurt a. M. / Berlin 1992; R. van Dülmen, *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, Bd. 1: Das Haus und seine Menschen, München 1990.

Reglementierungen waren in hohem Maße wirkungslos. Freizügigkeit bei nur geringem Komplexitätsgrad bestimmten trotz allem die Lebensformen; Direktheit und Nähe besaßen stärkeres Gewicht als Distanz und Verfeinerung.¹⁰

Schlägt man von hier aus den direkten Bogen in unser Jahrhundert und die Gegenwart, so läßt das grundlegend veränderte Tableau städtischer Freiheit und Freizügigkeit seine historischen Wurzeln oft kaum noch erahnen. Geradezu umgekehrt erscheint das Anspruchsdenken – nun des Stadtbewohners an seine Stadt – und seine ins Äußerste ausgedehnte Forderung nach Anerkennung seiner persönlichen Intimsphäre, wie es etwa der Wiener Karl Kraus, ein Großstädter par excellence, schon Anfang des Jahrhunderts auf den Punkt gebracht hat: »Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selber.«¹¹

Daß dieser Wunsch nach einer mit allen zivilisatorischen Errungenschaften wohl versorgten Anonymität im Großstadtdenken seine Schranken und seine Schattenseiten hat, ist nur zu bekannt. Der totalen Vereinsamung im monoton gleichförmigen Wohnblock stehen aber doch Initiativen wie die oft gerade in Neubausiedlungen oder sozial völlig umgeschichteten Altstadtvierteln entstehenden »Nachbarschaften« gegenüber.¹² Allerdings ist das Schicksal zahlreicher Nachbarschaftsinitiativen nach einer euphorischen Anfangsphase oft ein sanftes Entschlummern in die Bedeutungslosigkeit. Doch die Nachbarschaften, die in historischer Zeit, vor allem im ländlichen Raum, existentielle Lebenshilfen in Zwangsgemeinschaften gewährten, bieten dank ihrer Unverbindlichkeit gerade in gegenwärtigen Sozialgruppierungen attraktive Identifikationsangebote. Persönliche Kontakte sind in der Überschaubarkeit von Stadtvierteln und darauf basierenden Nachbarschaftsinitiativen auf Wunsch auch mit sozial Fernerstehenden möglich, wobei allerdings auch die Eigeninitiative in hohem Maße gefragt ist. Ist diese Fähigkeit nur wenig trainiert, verpuffen derartige Angebote wie andere vergleichbare oft ins Wirkungslose. Umgekehrt ist im kleineren überschaubaren städtischen Raum allerdings auch der Anpassungsdruck nicht zu unterschätzen. Vermeintliche Außenseiter oder Unangepaßte werden gerade in den Kleinräumen unserer Großstädte nicht durchweg toleriert. Das berühmte Gotthelfsche »Dorfauge« als Kontrollinstanz mit eventueller Strafbefugnis gegenüber abweichendem Verhalten ist auch in unseren Städten oft weit geöffnet, wenn auch nicht mehr mit vergleichbaren Konsequenzen.

¹⁰ Vgl. R.-E. Mohrmann, *Alltagsleben in der frühneuzeitlichen Stadt*, in: *Franken unter einem Dach* 15 (1993), S. 7–26.

¹¹ Zitiert nach D. Sauerermann, *Zur Problematik der Kategorie »Großstadt« am Beispiel gebundener und offener Freizeitbewältigung*, in: *Th. Kohlmann / H. Bausinger* (Hrsg.), *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*, Berlin 1985, S. 103.

¹² Z. B. B. Schwering, *Nachbarschaften und Vereine in Ahaus. Studien zu Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen*, Münster 1979; J.-B. Engelhard, *Nachbarschaft in der Großstadt. Neuere Initiativen, dargestellt am Beispiel der Stadt Münster*, Münster 1986.

»Die Stadt im Kopf und das Land im Herzen« – so läßt sich nicht erst für die Gegenwart die unterschiedliche Anziehungskraft von Stadt und Land umreißen. Abwechseln zwischen Stadt- und Landleben, die Vorzüge des naturbetonten sommerlichen Landlebens mit der Attraktivität städtischer Lebensqualität nahtlos verbinden, das konnten in früherer Zeit nur der Adel und das reiche Bürgertum. Der breiten Mittel- und Unterschicht war, sofern sie den Moloch der Stadt fliehen wollte, um im Land den Garten Eden zu finden, nur die konsequente Stadtflucht möglich. Die heutige Wahlfreiheit ist allerdings nur eine vermeintliche. Die Größenordnung sogenannter »Vorstädte« und der Verdichtungsgrad der Großstädte lassen für den Stadtbewohner das »Land« als alltäglich mögliches Erlebnisfeld oft unerreichbar werden. Umgekehrt ist auch für die Landbevölkerung vor allem der Besuch von Großstädten selten noch Ausfluß einer spontanen Entscheidung, sondern meist Ergebnis längerfristiger Planung. Urbanes Leben auf dem Lande scheint eine der Konsequenzen für diese Entwicklung zu sein – von Diskotheken auf der grünen Wiese als allabendlicher Anziehungspunkt auch der städtischen Jugend bis zu sternbekränzten Speisetempeln in Landhäusern und ländlicher Abgeschiedenheit, von Einkaufszentren an der Nahtstelle von Stadt und Land bis hin zu kulturellen Großereignissen in Dorfkirchen und Gutsscheunen. Daß heute erst die Landluft die wahre Urbanität unseres Daseins ausmacht, ist gewiß zu weit gegriffen. Doch ohne sie ist urbane Lebensqualität vielfach nicht oder nur unvollkommen zu verwirklichen. Welche Folgen dies längerfristig für das ewige Hin und Her zwischen Stadt und Land haben wird, ist derzeit kaum abzuschätzen. Anziehung und Abstoßung waren bisher teils parallele, teils aufeinander folgende Prozesse: Mal treibt die Stadt als vermeintliche Hure Babylon ihre übersättigten Bewohner aufs Land, die dort die Unschuld des Paradieses suchen, mal scheint aller Wohlstand, ja alles Glück nur auf städtischem Boden zu gedeihen und alles strömt in hellen Scharen in die überbordenden Städte. Dem Ausgleichsprozeß mit quasi ländlichen Nischen in städtischen Vierteln und Nachbarschaften und wachsender urbaner Qualität des Landlebens scheint derzeit die Zukunft zu gehören.

»Eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte«

*Kalkar am Niederrhein als Stadt des Mittelalters*¹

1. Vorbemerkungen – 2. Stadt mit »kunstgeschichtlichem Namen« – 3. Zur Gründung Kalkars im »städtebauenden Jahrhundert« – 4. Personale, kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen der Stadt – 5. Niedergang und Schlußbemerkungen

*Über den Kirchen und Straßen
von Xanten und Kalkar
wachte ein guter Geist,
der sie fast unverdorben ließ.*

Theodor Heuss, 1926

1. Vorbemerkung

Der deutsch-jüdische Kulturhistoriker und Publizist Walter Benjamin (1892–1940), der sich 1940 auf der Flucht vor den Nazis nach Frankreich im französisch-spanischen Grenzort Port Bou in den Pyrenäen das Leben nahm, widmete sein groß angelegtes »Passagen«-Hauptwerk, das unvollendet bleiben mußte, Paris – der »Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts«: »Es gibt wenig in der Geschichte der Menschheit, wovon wir soviel wissen wie von der Geschichte der Stadt Paris. Tausende und Zehntausende von Bänden sind einzig der Erforschung dieses winzigen Fleckchens Erde gewidmet. In manchen Straßen kennt man durch Jahrhunderte hindurch das Schicksal fast jedes einzelnen Hauses. Mit einem schönen Worte nannte Hofmannsthal diese Stadt »eine Landschaft aus lauter Leben gebaut.«²

In der Zuspitzung des Blickes auf je eine Stadt waren für Benjamin die Passagen die Symbole für Paris als Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, denn jede Epoche habe ein bestimmtes Bauproblem in den Vordergrund gestellt: die Zeit der Gotik die Kathedralen, die Zeit des Barock das Schloß, das 19. Jahrhundert dann neben dem Museum eben die Passagen aus Eisen und Glas.³

Im Deutschen Reich bezeichnete um 1900 die Moderne die bayerische Haupt- und Residenzstadt München als Symbiose von Wahnhaft-Utopischem mit Bodenständig-Dörflichem. Ein literarischer Topos, den die Schriftstellerin und frühe Feministin Franziska von Reventlow (1871–1918) geprägt hat. Auch der Zeitgenosse Thomas

¹ Überarbeitetes Redemanuskript eines Vortrags innerhalb des Architektur- und Städtebausymposiums »Campus Calcar« im Rahmen der Vortrags- und Veranstaltungsreihe »Die Stadt im Mittelalter« des Städtischen Museums in Kalkar am 4. 9. 1991.

² W. Benjamin, Das Passagen-Werk, Zweiter Band, Frankfurt a. M. 1983, S. 1055 f.

³ W. Benjamin, Das Passagen-Werk, Erster Band, Frankfurt a. M. 1983, S. 513.

Mann (1875–1955), der Lübecker in München, nannte diese Stadt einmal »bäuerlich-volkhaft und weltoffen, und europäisch zugleich«, gleichsam »das Ideal einer Stadt«. ⁴ Den berühmtesten Topos schuf Mann jedoch 1902 in seiner Novelle »Glaadius Dei«: »München leuchtete. Über den festlichen Plätzen und weißen Säulentempeln, den antikisierenden Monumenten und Barockkirchen, den springenden Brunnen, Palästen und Gartenanlagen der Residenz spannte sich strahlend ein Himmel von blauer Seide, und ihre breiten und lichten, umgrüneten und wohlberechneten Perspektiven lagen in dem Sonnendunst eines ersten, schönen Junitages... Die Kunst blüht, die Kunst ist an der Herrschaft, die Kunst streckt ihr rosenumwundenes Scepter über die Stadt hin und lächelt. Eine allseitige, fleißige und hingebungsvolle Übung und Propaganda in ihrem Dienste, ein treuherziger Kultus der Linie, des Schmuckes, der Form, der Sinne, der Schönheit obwaltet... München leuchtete.« ⁵ Hier, durchaus mit kritisch-ironischem Unterton geschrieben, war für Thomas Mann, wie in vielen seiner Werke, Italien und speziell die toskanische Renaissancestadt Florenz zur Zeit des Mönches Girolamo Savonarola, der 1498 auf dem Scheiterhaufen endete, ein sinngebender Bezugspunkt. ⁶

Was haben nun die französische Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, die bayerische Kunststadt um 1900 und die Medici-Metropole mit unserem engeren Thema, der Beispielstadt Kalkar am Niederrhein als Stadt des Mittelalters, zu tun? Es soll im folgenden versucht werden, das, was über diese Hauptstädte in Bezug auf ihre jeweilige zeitabhängige, urbane und kulturelle Aura im Benjaminschen Sinne ausgeführt wurde, über die Stadt Kalkar »während ihrer Blüte« ⁷ um 1500 auszusagen – wenn auch in einem weit kleinerem Maßstabsprofil.

2. Stadt mit »kunstgeschichtlichem Namen«

Ein berühmter und höchst kompetenter Anwalt für die Aura der »Kunststadt Kalkar« im späten Mittelalter ist der Münchner Kulturhistoriker und »Vater der Volkskunde« im 19. Jahrhundert Wilhelm Heinrich Riehl, ⁸ der seine »Wissenschaft vom Volke« buchstäblich wandernd durch die deutschen Flure und Städte bestritt. In Bonn erkannte Riehl, daß die »Baukunst des Mittelalters... wie keine andere an den

⁴ Zitiert nach J. Kolbe (Hrsg.), Heller Zauber. Thomas Mann in München 1894–1933, Berlin 1987, S. 36.

⁵ Th. Mann, München leuchtete, in: W. Schmitz (Hrsg.), Die Münchner Moderne. Die literarische Szene in der »Kunststadt« um die Jahrhundertwende, Stuttgart 1990, S. 33–36.

⁶ Vgl. H. Mayer, Vorwort, in: J. Kolbe (s. A 4), S. 8–15.

⁷ J. A. Wolff, Geschichte der Stadt Calcar während ihrer Blüte mit Berücksichtigung der früheren und späteren Zeit, Fankfurt a. M. 1893.

⁸ Vgl. H. Gerndt, Abschied von Riehl – in allen Ehren, in: ders., Kultur als Forschungsfeld. Über volkscundliches Denken und Arbeiten, München 1981, S. 146–159.

Zusammenhang von Land und Leute gebunden« war. ⁹ Er war der Meinung, daß man beispielsweise den Rheinlauf nicht nur nach den herkömmlichen geographischen Bezeichnungen Oberrhein, Mittelrhein und Niederrhein einteilen könnte, sondern auch den menschlichen Gewohnheiten von Essen und Trinken nach mit »Weißbrod und Wein«, »Schwarzbrod und Bier«, »Pumpnickel und Branntewein«. ¹⁰

1854 veröffentlicht Riehl als vierten Band seiner »Naturgeschichte des Volkes« ein »Wanderbuch«, in dem auch seine besondere Affinität zum Niederrhein und zu den Niederlanden deutlich wird. »Auf dem Wege nach Holland« beschreibt er eindringlich die überkommene Stadtkultur der niederrheinischen Städte von Xanten bis Nimwegen – heute eine Touristenroute, die unter dem irreführenden Begriff »Via Romana« firmiert. Hierbei macht Riehl auch »Rast in Calcar«:

»Ich rechne Calcar zu den »dankbaren« Städten, das heißt zu den Städten, welche auf engem Raum ein klares, aus wenigen aber bedeutsamen Zügen zusammengesetztes Bild geben. Wir durchwandern sie mit leichter Mühe, sind sofort orientiert und wissen schon nach den ersten Eindrücken, das Charakteristische herauszufinden und zu gestalten. Wir beherrschen eine solche Stadt leicht und sicher, während es andere Städte gibt, worin man sich erst in Tagen und Wochen nicht gerade nach dem äußeren Plan, wohl aber geistig zurecht zu finden vermag... Umkreisen wir Kalkar, so verkünden die kleinen, äußerst ländlichen Häuser neben den unbedeutenden Resten von Mauer und Graben eine Landstadt, welche sich dem Dorfe nähert, dringen wir dagegen ins Innere, auf den Marktplatz, so erzählt uns das einfach schöne gotische Rathaus (ein merkwürdiges Gegenstück zu dem reichen und zierlichen Rathaus in Wesel), die vielen alten Giebelhäuser und vorab die gotische Kirche, daß wir eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte vor uns haben, eine Stadt sogar von kunstgeschichtlichem Namen... Die gotische Hallenkirche mit unvollendetem Turm ist von außen nach ihrer Art kaum minder schlicht wie das Rathaus, überrascht aber im Innern durch die edlen Verhältnisse und den gleichartigen und dennoch reichen Schmuck der Altäre mit unbemaltem Schnitzwerk, überhaupt durch das leicht faßliche, einheitliche Gesamtbild im Gegensatz zu dem verwirrenden Reichtum der Kirche von Xanten. Calcar hatte sein eigenes vielgestaltiges Kunstleben in Baukunst, Bildnerei und Malerei, wovon auch die Xantener Kirchenrechnungen Zeugnis geben... So war es eben im Mittelalter, als die Kunst noch im örtlichen Boden festwurzelte.« ¹¹

Zwar werden Riehls kunstgeschichtliche Aufzeichnungen wenige Jahre später durch die Forschungen des Kalkarer Vikars an St. Nicolai, Jakob Anton Wolff (1816–1888) korrigiert und quellenmäßig auf eine gesicherte Grundlage gestellt, ¹²

⁹ W. H. Riehl, Land und Leute am Rhein, hrsg. von G. Wohlers, Koblenz 1935, S. 15.

¹⁰ Ebda., S. 15.

¹¹ Ebda., S. 307f.

¹² J. A. Wolff, Die St. Nicolai-Pfarrkirche zu Calcar, ihre Kunstdenkmäler und Künstler, Kalkar 1880.

doch behielten Riehls Ausführungen zur speziellen Stadtkultur Kalkars, der »Stadt von wirklich städtischer Geschichte«, der Stadt mit »kunstgeschichtlichem Namen«, ohne Zweifel bis heute ihre Gültigkeit. Wolff jedoch war der erste Lokalhistoriker, der sich intensiv mit der Geschichte seiner Heimatstadt Kalkar befaßte, nachdem der Münsteraner Archivar und Kunsthistoriker Johann Bernhard Nordhoff (1838–1906) schon 1868 die Urkunden des Stadtarchivs Kalkar geordnet und durch Rege- sten benutzbar gemacht hatte. Nordhoff war es auch, der dem Vikar Wolff das ent- sprechende Rüstzeug der historischen Hilfswissenschaften vermittelte, als er das Adelsarchiv des Grafen Maximilian von Loe auf Schloß Wissen bei Weeze am Nieder- rhein inventarisierte.¹³ Die entscheidende Person im Hintergrund bei der Nutzbarma- chung der so reichhaltigen und wertvollen Kalkarer Archivalien war jedoch der Köl- ner Jurist, Kunstkritiker und katholische Zentrumsolitiker August Reichensperger (1808–1894).¹⁴

Reichensperger hat auch die vom Städtischen Museum Kalkar in zwei Ausstellun- gen und entsprechenden Begleitveröffentlichungen vorgestellten Photosessionen des aus Schleswig stammenden Flensburger Photographen Christian Friedrich Brandt (1823–1892) initiiert,¹⁵ der im Sommer des Jahres 1868 die St. Nicolai-Pfarrkirche zu Kalkar und den St. Victors-Dom zu Xanten sowie deren Kunstschätze aufgenom- men hat – frühe und sehr wichtige Dokumente der Affinität von »Gotik und Photo- graphie« im Rheinland, die darüberhinaus etwas später auch eine gewisse Bedeutung im Zusammenhang mit dem Kulturkampf zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche bzw. dem Zentrum hier im Rheinland im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gewannen.¹⁶

Für seine erst posthum 1893 in Frankfurt am Main erschienene »Geschichte der Stadt Calcar – während ihrer Blüte« hat Jacob Anton Wolff die Quellen des Stadtar- chivs im Rathaus und des Pfarrarchivs geordnet und dann ausgewertet. Sein vornehm- stes Interesse dabei galt »der Untersuchung der Quellen zur Auffindung der Meister der Calcarer Kunstschätze«, wie er im Vorwort bekennt. Dieses Material hatte Wolff schon 1880 unter dem Titel »Die St. Nicolai-Pfarrkirche zu Calcar, ihre Kunstdenk-

¹³ Vgl. J. B. Nordhoff, Rechnung der Stadt Calcar, in: Annalen des historischen Vereins für den Nie- derrhein, Bd. 18/1867, S. 271–288; ders., Archivalische Nachrichten über Künstler und Kunst- werke der Nicolaikirche zu Calcar, in: Organ für Christliche Kunst 18/1886, S. 238–240, 250–252.

¹⁴ Vgl. L. Pastor, August Reichensperger (1808–1895), Bd. 1 u. 2, Freiburg 1899; J. W. Koch, Au- gust Reichenspergers künstlerische Bestrebungen, in: Zentral-Dombau-Verein (Hrsg.), Der Kölner Dom. Festschrift zur Siebenhundertjahrfeier 1248–1948, Köln 1948, S. 268–296; H.-J. Becker, August Reichensperger (1808–1895), in: Rheinische Lebensbilder 10, Köln 1985, S. 141–158.

¹⁵ Vgl. G. Kaldewei / R. Sachsse (Hrsg.), C. F. Brandt. Die St. Nicolai-Pfarrkirche zu Calcar 1868 in Photographien, Kleve 1989; dies., C. F. Brandt. Der St. Victors-Dom zu Xanten 1868 in Photogra- phien, Kleve 1991.

¹⁶ Vgl. G. Kaldewei, »Das Auge der Jetztzeit«-Gotik und Photographie im 19. Jahrhundert. »Finger- zeige« auf August Reichensperger und seinen katholischen Kunstfreundeskreis, in: ebda., S. 5–29.

maler und Künstler archivalisch und archäologisch bearbeitet« zum größten Teil ver- öffentlicht. In seiner Einleitung zur Geschichte der Stadt Kalkar im Spätmittelalter – eben »während ihrer Blüte« – schreibt Wolff: »Die an der linken Seite des Nieder- rheins gelegene kleine Stadt Calcar, in der Mitte und je 2 Stunden entfernt von Cleve und Xanten, Goch und Rees, nahm vormals unter den 24 Städten des Herzogthums Cleve in mehrfacher Beziehung eine hervorragende Stellung ein. Von den (sechs oder) sieben Principalstädten dieses Landes... nämlich Cleve, Wesel, Emmerich, Calcar, Xanten, Rees und Duisburg, war sie in Ansehung ihres Wohlstandes nur die vierte im Range; dagegen hat sie bezüglich ihrer Rechte und Privilegien, ihrer Selbstregierung und Selbstverwaltung, ihrer Gerichtsbarkeit und besonders wegen der daselbst vor- waltenden Kunstpflege die übrigen Städte weit übertroffen. Daher führte sie im Stadt- rechte den Namen »Kayservrye« Stadt, ohne jedoch jemals zu den freien Reichsstäd- ten gehört zu haben... Den ihr beigelegten Namen »Calcaria civilis« verdiente sie nicht allein wegen der ausgezeichneten Tüchtigkeit ihres Bürgerthums, aus dessen Mitte jährlich von den Bürgern sämtliche städtische Beamte, selbst Richter, gewählt wurden, sondern wohl auch, weil auch die Verwaltung der Kirchen-, Hospitals-, Ar- men-, Waisen- und Studienfonds sowie der übrigen caritativen Stiftungen durch aus der Bürgerschaft gewählte Männer geführt wurden. Wegen der großen Zahl milder Schenkungen und Vermächtnisse erwarb sich die Stadt den Beinamen »nobile oppi- dum«. Auch als Gerichtshof, an welchen 22 Städte und Ortschaften angewiesen wa- ren, in schwierigen Fällen ihr Recht zu suchen, war die Stadt weithin bekannt. Insbe- sondere hielt sie unverbrüchlich fest am alten Herkommen und Recht. Diesen Aus- zeichnungen haben wir noch eine anzureihen und möchten diese das schönste Präro- gativ nennen, nämlich das einer Kunststadt, weil, soweit urkundlich erwiesen ist, seit Mitte des 15. Jahrhunderts an hundert Jahre lang, in keiner Stadt der Herzogthümer Cleve, Jülich, Berg und Mark das Kunsthandwerk, vorzüglich Sculptur und Malerei in so hohem Grade geblüht hat, als eben in Calcar.«¹⁷

Soweit der zugegebenermaßen befangene, aber durch sein einschlägiges Quellen- studium auch höchst befähigte Lokalhistoriker J. A. Wolff. Noch der Nestor der Geschichts- und Kunstgeschichtsschreibung der Niederrheinlande im 20. Jahrhun- dert, Friedrich Gorissen (geb. 1912), hat in seinem umfassend angelegten nieder- rheinischen »Städteatlas Kalkar« von 1953 bezeichnenderweise darauf hingewie- sen, daß er für dessen ungeheure Materialsammlung Fachliteratur nur mit zwei Ausnahmen berücksichtigt hat, da andere Werke »entweder nicht auf Quellenar- beit« beruhten oder »unzulänglich« waren: Die eine Ausnahme waren »Ilgens Quellen zur inneren Geschichte der Rheinischen Territorien, Herzogtum Kleve« von 1921–1925 und die andere eben J. A. Wolffs Geschichte der Stadt, die Goris-

¹⁷ J. A. Wolff (s. A 7), S. 1.

sen dort heranziehen mußte, »wo der fleißige Sammler inzwischen verschollene Quellen benutzt hatte«. ¹⁸

Passend zum in Kleve 1992 gefeierten 750. Jubiläum der Verleihung der Stadtrechtsprivilegien wurde mit fünfzigjähriger Verspätung die Kölner Dissertation Gorissens zur »Historischen Topographie der Stadt Kleve« von 1939/1942 endlich gedruckt. ¹⁹ In ihr entwirft Gorissen »nicht nur eine historische, sondern auch eine Rechtstopographie der Stadt«. ²⁰ 1991 konnte durch die Veröffentlichung eines Sonderbandes in der Schriftenreihe »Bausteine« des Stadtarchivs Kalkar in gewisser Weise eine kleine Summe der mehr als 50jährigen Dauerbeschäftigung F. Gorissens mit der Geschichte der Stadt Kalkar gezogen werden: Es handelt sich um die Architekturgeschichte des »Ulftschen Hauses achter den kerckhoff«, Kirchplatz 2, und seiner illustren Bewohner als »Beispiel für die Geschichte des Kalkarer Bürgerhauses im Spätmittelalter«. ²¹

3. Zur Gründung Kalkars im »städtebauenden Jahrhundert«

In der Einleitung zu seinem »Städteatlas Kalkar« hat Gorissen festgestellt, daß der Stadtgründung Kalkars »ein klar datierter, auch nach späteren Änderungen und Erweiterungen erkennbarer Grundriß« von Anfang an zugrunde lag und uns Nachgeborenen noch heute zeigt, wie sich »Stadtherr und Landmesser auf der Höhe des 13. Jahrhunderts die ideale Stadt vorgestellt haben«. ²²

Am 20. Oktober 1230 gestattet Heinrich von Molenark, Erzbischof von Köln, dem Grafen Dietrich IV. von Kleve, auf seinem »Allod Kalkarward«, also seinem lehnsfreien Grundbesitz im Urstromtal des Niederrheins, eine Stadt zu gründen, zu bauen und zu befestigen. Dies bezeugt eine Urkundenabschrift des 14. Jahrhunderts im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf. ²³ Aber erst 12 Jahre später erhält diese Ansiedlung, die Kalkar genannt wird, zwar im selben Jahr 1242 wie Kleve, aber doch wohl einige Monate später und nach Xanten und Wesel, ihre Stadtprivilegien. ²⁴ Mit der Bezeich-

¹⁸ F. Gorissen, Niederrheinischer Städteatlas, I. Reihe, Klevische Städte, 2. Heft, Kalkar, Kleve 1953, S. VI.

¹⁹ Vgl. F. Gorissen, Historische Topographie der Stadt Kleve von den Anfängen bis zu Beginn der brandenburgischen Zeit, Kleve 1992, S. 17–22; ders., Kultur und Landschaft im Rheinischen Niederland. Verzeichnis der gedruckten Schriften (1933–1971). Kalender für das Klever Land, Beiheft 1, Kleve 1972.

²⁰ K. Flink, Vorwort, in: F. Gorissen, Ebda., S. 15.

²¹ F. Gorissen, Das Ulftische Haus als Beispiel für das Kalkarer Bürgerhaus im Spätmittelalter, Kleve 1991.

²² F. Gorissen (s. A 18), S. V.

²³ Ebda., S. 41f.

²⁴ Vgl. K. Flink (Hrsg.), Klevische Städteprivilegien 1241–1609, Klever Archiv Band 8, Schriftenreihe des Stadtarchivs Kleve, Kleve 1989, S. 38 ff. und S. 152 ff.; ders., Köln, das Reich und die Stadtentwicklung im nördlichen Rheinland (1100–1250), in: Blätter für deutsche Landesgeschichte (120) 1984, S. 156 u. S. 193.

nung Kalkars als »ideale Stadt« wollte Gorissen möglicherweise auch auf den in der Stadtbaugeschichte seit langem etablierten Begriff der »Idealstädte« abheben. ²⁵ Diese städtebaulichen Projekte entstanden vornehmlich erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts und hatten ihren literarischen und realistischen Höhepunkt in der Renaissancearchitektur der frühen Neuzeit. ²⁶

Eine ganze Reihe dieser »Idealstädte« beziehen sich in der Theorie zuvörderst auf den griechischen Architekten Vitruv. Der bedeutende Städtebauteoretiker, der Italiener Leon Battista Alberti (1404–1472), geht in seinem 1485 veröffentlichten »Architekturtraktat« sowohl auf ästhetische Probleme der Stadtbaukunst ein, verknüpft damit aber auch schon Fragen zur Wirtschaft, zum Verkehr und zur Straßengliederung. Alberti spricht sich »für die Anlage von gebogenen Straße aus, deren Vorteil darin bestehe, daß immer wieder ein anderes Gebäude in Frontansicht sichtbar wäre. Die Hauptstraße dagegen, die auf ein Monumentalgebäude zuführen oder sich zu einem Platz erweitern soll, soll ganz gerade sein.« ²⁷ Mit diesen beiden städtebaulichen Maximen Albertis sind wir nach unserer historischen Abschweifung zu den Idealstädten der frühen Neuzeit, die der Architekturhistoriker Hanno-Walter Kruft »Städte in Utopia« nannte, ²⁸ wieder im Mittelalter und in Kalkar am Niederrhein angelangt.

Die Stadt Kalkar wurde also ab dem Jahre 1230 auf der Kalkarward – einem von Gorissen so genannten »Mittelsand«, einer Art Sandbank mit Inselcharakter angelegt. Im berühmten Städtebuch von Braun und Hogenberg aus der Zeit um 1475 wird die Stadt Kalkar »oppidum in insula Rheni« genannt. ²⁹ Die Landmesser haben sich auf diesem halbrunden Areal geschickt arrangiert. Für die auf ca. 150 Familien mit rund 1000 Einwohnern ausgelegte Gründungsstadt teilten sie den gebogenen Stadtgrundriß durch zwei längs laufende Hauptstraßen (dazu die beiden Wallstraßen) und mehrere, quer verlaufende Stegen planmäßig auf. Im Mittelpunkt der neuen Stadt befand sich der fast quadratische Marktplatz, südwestlich davon der Kirchplatz mit der nach Osten gerichteten Kirche und dem Friedhof. Wahrscheinlich wurde schon bei dieser ersten Planung auf eine mögliche Stadterweiterung Rücksicht genommen, denn der »den Altstadt kern (von 1230) völlig ergänzende Riß der Neustadt« ³⁰ an der östlichen Stadtauslage paßt sich diesem ursprünglichen Grundriß harmonisch und logisch zugleich an.

²⁵ Zum Begriff »Idealstadt« vgl. P. Zucker, Entwicklung des Stadtbildes. Die Stadt als Form, Braunschweig / Wiesbaden 1986, S. 26f.

²⁶ Vgl. H. W. Kruft, Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zwischen Staatsutopie und Wirklichkeit, München 1989.

²⁷ Vgl. P. Zucker (s. A 25), S. 35.

²⁸ H. W. Kruft (s. A 26), S. 69ff.

²⁹ Zitiert in: F. Gorissen (s. A 18), S. 42, Anm. 1.

³⁰ Ebda.

Das Bruchland im ehemaligen Überschwemmungsgebiet des Rheins war unter sehr großen Mühen urbar gemacht worden. Das große, frühest erhaltene Stadtsiegel Kalkars von 1245 dokumentiert dies als authentisches Zeitdokument sehr anschaulich: Unter einer dreitürmigen Torburg als Symbol der befestigten und wehrhaften Stadt schlängelt sich ein Lindwurm mit einem Reis im Maul als Wahrzeichen für das ehemals sumpfige Land der Niederung.³¹

Karl Gruber (1886–1966), einer der bedeutendsten deutschen Theoretiker der Stadtbaugeschichte, veröffentlichte 1937 erstmals in Leipzig sein Standardwerk über »Die Gestalt der deutschen Stadt«. Eine wesentlich erweiterte Neuausgabe erschien 1952 in München, die zweite, überarbeitete Auflage 1976. Gruber unterscheidet Städte des »Antiken Erbes«, die »Bischofsstadt« und die »Bürgerstadt des Mittelalters«.³²

Die antiken Städte aus hellenistischer Zeit – im Zusammenhang mit den »Idealstädten« wurde schon Vitruv erwähnt – haben eine städtebauliche Ordnung höchster Manier entwickelt. Man denke an die Stadtgrundrisse von Selinunt auf Sizilien um 600 v. Chr. und Priene in Kleinasien um 330 v. Chr., von Alexander dem Großen gegründet. Hier wird der Grundriß der Stadt von Längs- und Querstreifen aufgeschlossen, die das Stadtgebiet in »insulae«, in Baublöcke gleicher Größe aufteilen. Die heiligen Bezirke mit ihren Tempeln und der Markt liegen außerhalb dieser Baublöcke seitlich der Hauptstraßen. Die Ordnung dieser hellenistischen Städte entwickelte sich aus der »religio« der Griechen.³³ Gruber stellt explizit fest, daß das System dieser griechischen Kolonialstädte noch teilweise bis ins Mittelalter transportiert worden ist. Die Gestalt Kalkars ist für diese Adaption ein beredtes Beispiel.

Jene Zeit des Mittelalters nennt Gruber das »städtebauende 12. Jahrhundert« und postuliert: »Die Zeit des Bürgers kommt herauf, und es versinkt die Zeit des Mönchs und des Ritters.«³⁴ Auch der Göttinger Historiker Hartmut Boockmann nennt das spätere Mittelalter eine »Bürgerzeit« und durch die städtischen Hallenkirchen – man vergleiche nur die Marienkirche in Lübeck oder auch die Nikolaikirche in Kalkar – »weht bürgerlicher Geist«.³⁵ Und selbst der Großmeister der Architektur der Moderne im 20. Jahrhundert, Le Corbusier (1887–1965), hat sich schon 1937 in seiner Buchveröffentlichung »Als die Kathedralen weiß waren« entsprechend geäußert:

³¹ Vgl. W. Kock, Siegel und Typare im Historischen Archiv Kalkar, Kalkar 1980, S. 33 ff.; zur nieder-rheinischen Bruchlandkolonisation F. Petri, Die Holländersiedlungen am klevischen Niederrhein und ihr Platz in der Geschichte der niederländisch-niederrheinischen Kulturbeziehungen, in: Festschrift Mathias Zender, Bonn, 1972, S. 1117–1129; zum Lindwurmmythos G. Wacha, Die Tierwelt im mittelalterlichen Österreich in Sage und Legende. Quelle und Bildwerk, in: G. Fischer (Hrsg.), Die Stadt und die Wildnis. Wien 1000–1500, Katalog »daedalus«, Basel 1992, S. 61 ff.

³² K. Gruber, Die Gestalt der deutschen Stadt, München 1976, S. 10 ff., 26 ff., 46 ff.

³³ Ebda., S. 44.

³⁴ Ebda., S. 46.

³⁵ H. Boockmann, Die Stadt im späten Mittelalter, München ²1987, S. 7.

»Die Kathedralen waren weiß, weil sie neu waren. Die Städte waren neu: sie wurden in allen Größen gebaut – geordnet, regelmäßig, geometrisch, nach einem festgelegten Plan... Das Bild der Stadt und ihrer Umgebung wurde jeweils durch die Wolkenkratzer Gottes dominiert. Sie wurden hoch gebaut wie nur möglich, außergewöhnlich hoch. Gemessen am Gesamtbild waren sie damit disproportional. Aber nein, sie stellten einen Akt des Optimismus dar, eine Geste der Zuversicht, einen Beweis großen Könnens.«³⁶

Eingängig faßbar wird diese Umbruchzeit vor allem auch in dem so berühmten Wort »Stadtluft macht frei!«. Zwar ist erst kürzlich in einem stadtgeschichtlichen Essay festgestellt worden, daß dieses Wort »weder ein echtes historisches Sprichwort, noch eine dokumentarische Rechtsregel, sondern eine von Gelehrten konstruierte Doktrin« aus der Spätzeit des Absolutismus sei,³⁷ dennoch sei in diesem Zusammenhang schon auf die »Große Handfeste der Stadt Kalkar« von 1347 hingewiesen, wo in Art. 12 die Bürgeraufnahme geregelt ist. Dort steht, daß ein »Fremder erst nach achttägiger Überprüfung (seiner Standesverhältnisse) als Bürger aufgenommen werden« kann.³⁸ J. A. Wolff merkte dazu an, daß »nur ein unbescholtener freier Mann« Bürger werden konnte, »vorher mußte er dem Clevischen Grafen oder Herzoge, der »kaiserfreien« Stadt Calcar und deren Bürgerschaft unverbrüchliche Treue und gewissenhafte Erfüllung der Stadtordnung schwören und einige Thaler entrichten.«³⁹ In Art. 8 der Handfeste wird weiter die »Freizügigkeit« geregelt: »Wer das Stadtrecht erworben hat und Bürger geworden ist, kann nach einem Jahr und sechs Wochen frei entscheiden, ob er mit seinen Gütern bleiben oder abziehen will.«⁴⁰

An dieser Stelle ist es sicher auch berechtigt, kurz auf ein weiteres, hartnäckig sich haltendes Klischee einzugehen: auf das Wort vom »finsternen Mittelalter«. Wenn der niederländische Kulturhistoriker Johann Huizinga (1872–1945) in seinem berühmten Werk über den »Herbst des Mittelalters« von dem Düsternen und Grauerregenden des Spätmittelalters berichtet – »...die blutige Grausamkeit, die Leidenschaft und Habgier, der schreiende Hochmut, die Rachsucht und das jämmerliche Elend. Die bunte aufgeblasene Eitelkeit der berühmten Hoffestlichkeiten mit ihrem Gefunkel abgenutzter Allegorien und unerträglichen Luxus setzen die lichtereren Farbtöne auf« – so setzt derselbe Autor dieser Einschätzung auch den würdevollen Ernst und den tiefen Frieden der Kunst eines Jan van Eyck und Hans Memling entgegen, wozu »die Welt vor fünfhundert Jahren« für uns Heutige genauso als »von einem lichtereren Glanze einfacher Heiterkeit, einem Schatz von Innigkeit erfüllt« scheint, so daß

³⁶ Zitiert in L. Benevelo, Die Geschichte der Stadt, Frankfurt ²1984, S. 355.

³⁷ Vgl. Chr. Gellinek, Stadtkultur und Kulturstadt Münster, Köln 1990, S. 18.

³⁸ K. Flink (s. A 20), S. 172.

³⁹ J. A. Wolff (s. A 7), S. 18.

⁴⁰ K. Flink (s. A 20), S. 172.

»das wilde und düstere Bild... sich in ein friedvolles und heiteres« verwandeln kann.⁴¹ Als Kalkarer Bürger muß man sich auch an das schon zitierte Wort von J. A. Wolff über die »Kunststadt Calcar« und an das von W. H. Riehl über die »Stadt von kunstgeschichtlichem Namen« erinnern, um deutlich zu machen, wieviel kulturelles Licht auch in jener Epoche aufscheinen konnte. Auch H. Boockmann konstatierte, daß »man in Deutschland noch vor kurzem mit dem Wort Mittelalter die Vorstellung von dem verband, was wir mittelalterliche Zustände zu nennen pflegen –also fehlende Hygiene, grausame Justiz und Ungerechtigkeiten jeglicher Art«. Gleichzeitig bemerkt er jedoch, daß »dieses Zeitalter inzwischen zu freundlicheren Assoziationen« einläßt. Die allseits und immer noch vorhandene »Gegenwart des Mittelalters« sei vielen Menschen wieder bewußt geworden.⁴²

4. Personale, wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen der Stadt

H. Rotthauwe gen. Löns hat in seiner »Kostbarkeit Kalkar« darauf hingewiesen, daß Burgund sozusagen »vor der Haustür des Herzogtums Kleve«, zu dem ja die Stadt Kalkar gehörte, lag und somit »ein Nachbarland« war.⁴³ Zwischen dem »Land im Mittelpunkt der Mächte«, dem Herzogtum Kleve,⁴⁴ und Burgund gab es auch direkte verwandtschaftliche Beziehungen: Maria aus dem Hause Burgund wurde die Gemahlin von Herzog Adolph II. von Kleve in dessen zweiter Ehe. Nach dem Tode Adolphs 1448 verbrachte Maria bis zu ihrem eigenen Tode 1463 ihr Leben auf dem klevischen Witwensitz Burg Monterberg ganz in der Nähe der Stadt Kalkar. Hier hatte Graf Dieterich IX. von Kleve 1334 ein Kollegiatstift eingerichtet, welches aber schon 1341 nach Kleve verlegt wurde.⁴⁵ Trotzdem blieb für die Klever Herzöge ihre Landesburg Monterberg weiterhin ein Ort ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Ebenso galt dies für das am Fuße dieses Berges gelegene Kalkar. Schon J. A. Wolff hat dies notiert: »Wir sehen aus Briefen der Herzöge Adolph und Johann und der Herzogin Maria wie sehr ihnen die Wohlfahrt Calcars am Herzen lag. Jährlich zog eine feierliche Procession von Calcar zur Stiftskirche nach Monreberg; die Bruderschaften und Zünfte trugen dorthin die Bilder ihrer Schutzheiligen, vor allem der Gottesmutter, des Stadtpatrons St. Nicolaus und der hl. Mutter Anna. In der genannten Kirche wurde das hl. Messopfer gefeiert und eine Predigt gehalten... Dass die auf dem Monreberg residie-

⁴¹ J. Huizinga, *Herbst des Mittelalters*, Stuttgart 1975, S. 357.

⁴² H. Boockmann, *Die Gegenwart des Mittelalters*, Berlin 1988, S. 7.

⁴³ H. Rotthauwe gen. Löns, *Kostbarkeit Kalkar*, Pulheim-Brauweiler 1980, S. 44/45.

⁴⁴ H. P. Hülger, *Kleve und Burgund*, in: *Land im Mittelpunkt der Mächte. Die Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg*, hrsg. vom Städt. Museum Haus Koekkoek Kleve und Stadtmuseum Düsseldorf, Katalog, Kleve 1984, S. 209–233.

⁴⁵ Vgl. F. Gorissen, *Urkunden und Regesten des Stiftes Monterberg-Kleve*, Band 1, Kleve 1989; R. Scholten, *Die Stadt Cleve. Beiträge zur Geschichte derselben* meist aus archivalischen Quellen, Kleve 1879, S. 124 ff.

renden Landesfürsten an den feierlichen erbaulichen Processionen durch die Stadt Calcar Antheil nahmen, wird öfters erwähnt«.⁴⁶ Während ihrer Witwenzeit auf der Burg Monterberg hat Maria von Burgund wichtige geistliche Stiftungen eingerichtet: so 1460 das Birgittenkloster in Marienbaum, auf halbem Wege zwischen Kalkar und Xanten, das dann ein bedeutender Marienwallfahrtsort wurde; im Jahre 1585 wurden die Nonnen von den Spaniern im Verlauf des achtzigjährigen spanisch-niederländischen Unabhängigkeitskrieges aus Marienbaum vertrieben und fanden Aufnahme in Kalkar, vielleicht auch, weil Prior und Äbtissin dieses Klosters aus Kalkar stammten. 1586 pachteten die Birgitten den leerstehenden ehemaligen Großen Caecilien-Beginenkonvent an der Grabenstraße. Als 1611 ein Teil der Birgitten nach Marienbaum zurückgekehrt war, wurde daraus die Kalkarer Tochniederlassung »Marienblum«.⁴⁷ – Zurück zu Maria von Burgund: Sie war ebenfalls die treibende Kraft und Stifterin des Dominikaner-Klosters an der Grabenstraße in Kalkar. Nach Zustimmung der Gemeinde erhielt der Orden am 30. Oktober 1455 die Gründungsgenehmigung von Papst Calixtus III.⁴⁸

Insgesamt gesehen bleibt festzuhalten, daß das Herzogtum Kleve nicht nur geographisch und territorial an Burgund grenzte, sondern auch personal und dynastisch mit dem höchststehenden kulturellen Hof jener Zeit verbunden war, was natürlich ideelle und reelle Auswirkungen auf die klevische »Kunststadt Kalkar« im Spätmittelalter haben mußte. Nach F. Gorissen bildete dieses Land zwischen Rhein und Issel, Köln und Zwolle »mit dem Schwerpunkt um Kleve und Emmerich die Achse jenes Raumes, aus dem in der Folge niederrheinische Machtbildung und Kulturströmungen allein zu verstehen sind«. Aus »brabantischen, kölnischen, westfälischen Einflüssen und Anregungen« konnte »in diesem Raume jene starke und bodenständige, aber doch zugleich weltoffene Kultur entstehen, die man, wenn man die Baukunst meint, mit dem Namen der beiden führenden Territorien dieses Raumes die klevisch-geldrische nennt, während man etwa auf dem Gebiet der Malerei von einer besonderen, zwischen der kölnischen und der niederländischen stehenden niederrheinischen Schule spricht«.⁴⁹

Der schnelle Aufbau der Stadt im Mittelalter – um 1400 lebten ca. 1500 Menschen in Kalkar, um 1470 ca. 2400, um 1500 ca. 3300 und um 1570 war die höchste Einwohnerzahl für mehrere Jahrhunderte mit ca. 4000 Menschen erreicht,⁵⁰ war nur

⁴⁶ Vgl. J. A. Wolff (s. A 7), S. 4.

⁴⁷ Ebda., S. 37.

⁴⁸ Vgl. H. Rotthauwe gen. Löns (s. A 43), S. 147 f.

⁴⁹ F. Gorissen, *Land am Niederrhein. Eine Heimatkunde für das Grenzland zwischen Maas und Ruhr*, Kleve 1949, S. 117.

⁵⁰ Vgl. F. Gorissen (s. A 18), S. 77 f. Die genannten Einwohnerzahlen Kalkars hat Gorissen aus der Anzahl der in der städtischen Sargschreinerei im Gasthaus hergestellten »Totenkisten« (entsprechende Rechnungen befinden sich im Stadtarchiv) berechnet. An anderer Stelle und früher spricht Gorissen davon, daß Kalkar »noch im 16. Jh. die volkreichste niederrheinische Stadt auf dem linken Rheinufer mit etwa 6–8000 Einwohnern« gewesen sei, in: ders. (s. A 49), S. 148.

möglich, weil der Klever Graf seiner Stadt von Anfang an besondere Privilegien eingeräumt hat: So bestätigt Graf Johann von Kleve in der zweiten Kalkarer Stadtrechtsurkunde, der bereits erwähnten »Großen Handfeste« vom 13. Juli 1347, alle bisher erteilten Freiheiten. J. A. Wolff nannte diese Urkunde die »Magna Charta« der Freiheiten Kalkars, der Klever Stadtarchivar und Stadtrechtshistoriker Klaus Fink würdigte erst kürzlich dieses »vorbildlich fortschrittliche Stadtrechtsprivileg« in niederdeutscher Sprache,⁵¹ welches sich in 16 Artikel aufgliedert: Es geht um Erbrecht, Strafrecht, Zollfreiheit, Steuerfreiheit, Akziserecht, Rats- und Richterwahl und wie erwähnt um die Freizügigkeit und die Bürgeraufnahme. Der wichtigste Artikel war jedoch der 9., der die freie Rats- und Richterwahl durch die Bürger der Stadt Kalkar jeweils am 1. Januar eines Jahres in der Stadtpfarrkirche St. Nicolai garantierte. Der Klever Graf und später der Herzog durften nur noch die Wahl bestätigen – auch dies eine selbstbewusste Kalkarer Privilegientradition. Es kann hier mit H. Boockmann noch einmal darauf hingewiesen werden, daß eben diese Kirchen im Mittelalter nicht nur Gottesdienstraum, sondern auch »der öffentliche Raum schlechthin« waren: »Die Kirchen waren Gerichtsstätten, sie waren der Ort von Handelsgeschäften – daher leitet sich die neuere Bedeutung des Wortes Messe ab –, und sie waren Versammlungsplätze noch von anderer Art.« Klagen über Prostituierte, die sich dort ihren Kunden anboten, »wissen wir aus vielen Quellen«.⁵²

Wertvollstes und seit langem bekanntestes Dokument der Stadtrechtsgeschichte Kalkars ist der sogenannte »Sachsenspiegel« des Kalkarer Stadtarchivs,⁵³ eine bedeutende Handschrift aus der Zeit um 1400. Dieser »spiegel van sassen« ist in Kalkar »bei der Entwicklung des Stadtrechts intensiv benutzt worden.«⁵⁴

In wirtschaftlicher Hinsicht war die Stadt Kalkar auch deswegen so schnell gewachsen, bedeutend und reich geworden, da die Tuchherstellung, deren Veredelung innerhalb der Stadt und der Tuchhandel selbst sich als ein höchst einträgliches Gewerbe im Spätmittelalter erwiesen hatte. Schon 1318 wird das städtische Gewandhaus erwähnt, in dem die Tuchhändler ihre Bänke haben; am Rathaus hängt die »kölnische Elle«. 1325 gibt es einen Unionsvertrag zwischen den Wollwebern aus Kalkar, Emmerich und Goch, und am 2. Februar 1342 verleiht Graf Dietrich von Kleve einen Wollenamtsbrief vorerst auf 20 Jahre. Er wurde Vorbild für alle weiteren Klever Amtsbriefe. Dieser Urkundenbrief wurde jüngst ediert. In ihm werden detaillierte Angaben über die Qualität der Wolle, die Maße der Laken, die Bußgeldtaxen und die Funktionen und Befugnisse der Werkmeister erlassen.⁵⁵

Noch 1588 hat die Tuchmacherzunft der Schneider bzw. Schröder durch Bürger-

⁵¹ J. A. Wolff (s. A 7), S. 17; K. Flink, Städteprivilegien (s. A. 24), S. 51.

⁵² Vgl. H. Boockmann (s. A 42), S. 25f.

⁵³ Vgl. M. Götte, 50 Jahre Stadtarchiv Kalkar 1938–1988, Bausteine Bd. 2, Kleve 1989.

⁵⁴ K. Flink (s. A 24), S. 153.

⁵⁵ Ebda., S. 162ff.

meister, Schöffen und Rat eine neue Ordnung erlassen. Exemplarisch wurde darin festgehalten, daß »wer in das Schröderamt eintreten und Meister werden will, erst Bürger werden und sein Bürgerrecht bezahlt haben und danach ein Probestück fertigen, nämlich ein langes Männeroberkleid, Hosen und Wams, ein Frauenoberkleid zuschneiden oder abzeichnen nach Gutdünken und zur Kenntnis der Gildemeister und zwei anderer Meister des Amtes, und er soll den gemeinen Gildebrüdern, wenn seine Probe wie beschrieben geschehen und angenommen ist, an einem Platz, der am besten in der Stadt gelegen ist, eine Mahlzeit geben und dazu der Gilde zwei Taler und zwei Pfund Wachs geben, alles auf Gnaden und nach Gutdünken der augenblicklichen Gildemeister.«⁵⁶

Von den zahlreichen anderen Gilden und Bruderschaften Kalkars im Mittelalter existieren einige bis heute, aber nicht mehr die bedeutendste, die Bruderschaft »Unserer Lieben Frau«. J. A. Wolff nannte sie eine »Wohltätigkeitsbruderschaft« (Confraternitas caritativa).⁵⁷ Sie wurde 1348 gegründet und hatte sich nach Ausweis der Rechnungen im Stadt- und Pfarrarchiv auf die Förderung des Kunsthandwerks, vor allem der Skulpturen, Schnitzretabel und Malereien zur Ausstattung und zum Ruhme der Stadtpfarrkirche kapriziert. Diese laizistischen Brüdergenossenschaften hatten eine wichtige Wurzel vor allem in den Florentiner religiösen Zusammenschlüssen, die zuerst das Ziel hatten, bestimmte Heilige zu verehren. In Florenz im Zeitalter vor der Renaissance wurden dann aber auch Fraternitäten gegründet, die »nahezu ausschließlich zur Wahrung der Rechte von Arbeitern und Abhängigen« sich zusammenfanden »und oft genug entstanden daraus rebellische oder schon fast revolutionäre Handlungsgemeinschaften«.⁵⁸ Natürlich aber hatte die Kalkarer Bruderschaft ein ganz anderes Selbstverständnis, wenngleich sie auch direkte Kontakte nach Florenz zum Kartäuserorden hatte. Heinrich Egger von Calcar (1328–1408) war neben dem Westfalen Werner Rolevinck (1425–1502) einer der bedeutendsten Theologen und Schriftsteller des Kartäuserordens.⁵⁹ 1388 erhält die Kalkarer Bruderschaft einen freundlichen Brief des Priors des Generalkapitels des Kartäuserordens aus Florenz, der seine Freude über eine beträchtliche Spende ausdrückt, die die Bruderschaft aus Kalkar dem Orden und vorzüglich dessen Prior der Kartause zu Straßburg, Heinrich Egger, aus Liebe hat zukommen lassen.⁶⁰ Selbst zum Vatikan gab es fruchtbringende Kontakte. So reiste 1487 der Kalkarer Stadtpfarrer an St. Nicolai, Johann Tesche von

⁵⁶ M. Kauder u. a. (Hrsg.), Die rheinische Stadt. Lebensraum im Wandel der Jahrhunderte, Veröff. der staatl. Archive des Landes NRW, Bd. 1, Kleve 1988, S. 84–88; HStAD Kleve-Mark, Akten 381, Bl. 90 V-93 R.

⁵⁷ Vgl. H. Rotthauwe (s. A 43), S. 104ff.; J. A. Wolff (s. A 7), S. 39.

⁵⁸ Vgl. W. Raith, Florenz vor der Renaissance. Der Weg einer Stadt aus dem Mittelalter, Frankfurt a. M. 1979, S. 106f.

⁵⁹ Vgl. H. Rütting, Der Kartäuser Heinrich Egger von Kalkar 1328–1408, Göttingen 1967.

⁶⁰ Vgl. J. A. Wolff (s. A 7), S. 40f.

Holt, im Auftrag der Bruderschaft nach Rom und erwirkte dort von 17 Kardinälen einen Ablass von 100 Tagen für die Mitglieder der Bruderschaft, »welche nach würdigem Empfang des Bussacramentes zum Ausbau und zur Ausschmückung der Nicolai-kirche einen Beitrag geben würden.«⁶¹ – Im selben Jahr noch begannen die Kalkarer Baumeister Johann van Huerden und Gerit van Rennen mit dem Bau der Taufkapelle an St. Nicolai, die Willem Backerweerd aus Zwolle ab 1488 vollendete.

Neben dem gewaltigen Hochaltar mit den berühmten Flügelgemälden des Jan Joest von Haarlem hat die Bruderschaft vor allem auch den »Altar zu den Sieben Schmerzen Mariae« gestiftet, den Meister Henrik Douvermann 1521 vollendete.⁶² Wenn die Stadtpfarrkirche St. Nicolai trotz ihrer Einbußen, aber auf Grund ihrer immer noch so reichhaltigen Ausstattung – u. a. acht Altäre, Chorgestühl, Marienleuchter, Bildwerke, Tafelbilder, Paramente und liturgisches Gerät – eine »Schatzkammer spätgotischer Kunst am Niederrhein« genannt wird, die damit zugleich auch »ein beredtes Zeugnis spätmittelalterlicher Religiosität« abgibt,⁶³ so ist dies neben den zahlreichen Stiftungen Kalkarer Bürger vor allem der Bruderschaft »Unserer Lieben Frau« zu verdanken. Die Ausstattung St. Nicolais zählt »zu den Hauptwerken spätgotischer Kunst nicht nur im Bereich des ehemaligen Herzogtums Kleve, sondern auch in den benachbarten Territorien der burgundischen Niederlande, Brabant, Limburg, Geldern und Utrecht«. Dadurch »ist heute die Stadtpfarrkirche das anschaulichste Denkmal der Geschichte der Stadt Kalkar, das sich die Bürger gleichsam selbst gesetzt haben.«⁶⁴

Aufschlußreich kann ein ansatzweise erfolgreicher Vergleich mit einer anderen deutschen Stadt des Mittelalters sein, die zwar rund 1100 km entfernt liegt, doch in jener Zeit einige interessante Verbindungen mit Kalkar aufzuweisen hat: Danzig in Westpreußen. An einer aus Kalkar stammenden Familie lassen sich diese Verbindungen anschaulich machen: den Ferbers oder Verwers aus Kalkar bzw. Danzig, deren Name wohl synonym für den damals weit verbreiteten Beruf des Färbers anzusehen ist. Der erste Träger dieses Namens, der in der Tuchmacherstadt Kalkar im 14. Jahrhundert auftaucht, ist Deric Verwer aus Kleve, der 1409 in den Neubürgerlisten der Stadt erscheint.⁶⁵ Dessen Nachkomme Johann Verwer wird 1420 dort genannt; er war zweimal verheiratet, sein Sohn aus erster Ehe Riquin Verwer war von 1441–1489 Schöffe in Kalkar, was bezeugt, daß die Familie Verwer ins Kalkarer Stadtpatriziat aufgestiegen war. Eberhard Verwer, Sohn aus zweiter Ehe, verließ Kalkar zusammen mit seinem Bruder Godel 1415 und siedelte sich in Danzig, in der dortigen Altstadt an.⁶⁶

⁶¹ Ebda., S. 41.

⁶² Vgl. F. J. Nüß, Heinrich Douvermann, Duisburg 1963.

⁶³ H. P. Hilger (s. A 44), S. 12f.

⁶⁴ Ebda., S. 11.

⁶⁵ Vgl. C. Wilkes, Neubürger der Stadt Kalkar (1408–1650), in: Rheinische Heimatpflege 10/1938.

⁶⁶ Im folgenden nach M. Bogucka, Das alte Danzig. Alltagsleben vom 15. bis 17. Jahrhundert, München 1987, S. 17 ff.

Eine enge Verbindung zwischen Danzig und dem Klevischen bezeugt auch eine Nachricht aus dem Jahre 1436, daß die »Alderleute« und der Vorsteher des berühmten Artus-Hofes zu Danzig ein Antwortschreiben an den Grafen Gerhard von Kleve richteten, der sich zuvor brieflich in einer Erbschaftsangelegenheit an sie gewandt hatte.⁶⁷

Evert Ferber, wie der aus Kalkar stammende Neubürger sich in Danzig nun nannte, starb dort 1451. Er gelangte in Danzig – wie sein Vater in Kalkar – schnell zu Reichtum und Ansehen, siedelte in die deutsche Rechtstadt über und stiftete der größten Danziger Hauptpfarrkirche, der Marienkirche, 1449 die Kapelle seines Geschlechtes: die sogenannte Balthasar-Kapelle.⁶⁸ Weitere Stiftungen der Familie Ferber kamen in den nächsten Jahrzehnten hinzu: der sogenannte »Große Ferber-Altar« von 1484, der »Kleine Ferber-Altar« von 1485, eine Ecce Homo-Tafel von 1500 u. a. Die kunstgeschichtlichen Beziehungsverhältnisse dieser spätmittelalterlichen Kunstwerke in Danzig zum Niederrhein und eventuell sogar nach Kalkar müssen in der nahen Zukunft noch erörtert werden. Festgehalten aber werden kann schon jetzt, daß durch die engen Handels- und persönlichen Beziehungen zum Niederrhein und zu den Niederlanden auch die Kunst in Danzig im Spätmittelalter nachhaltig beeinflusst wurde. Interessant in diesem Zusammenhang, daß der Kult um den hl. Reinold, den Stadtpatron der westfälischen Hansestadt Dortmund, von hanseatischen Kaufleuten im 14./15. Jahrhundert auch ostwärts gebracht wurde und in Danzig erstmals um 1480 sich auf dem großen Altar in der Marienkirche in Form einer Reinoldus-Skulptur, gestiftet beziehungsweise von der Familie Ferber, manifestiert.⁶⁹

Johann Ferber (1430–1501) war nun der erste der Danziger Ferber-Familie, der in das Stadtpatriziat aufgenommen wurde. Er hatte die Tochter eines reichen und angesehenen Danziger Bürgers geheiratet. 1463 wurde er erstmals Schöppe, später Ratmann und 1479 sogar Bürgermeister der großen Hansestadt.⁷⁰ In diesen Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts beherrschten die Danziger Schiffe, die berühmten Kraweelen, die Ost- und auch die Nordsee. Im Zeichen der Hanse wurde Handel mit Europa getrieben, insbesondere mit den flandrischen, holländischen und niederrheinischen Handelsplätzen. Der Fernhandel der Hansekaufleute umfaßte viele Güter. Neben Getreide spielte auch der Export von polnischem Bauholz eine sehr wichtige Rolle, ein Wirtschaftszweig, in dem sich auch die Ferbers engagierten.⁷¹

In Kalkar war der Hauptumschlagplatz für Fernhandels Güter die am Rhein gele-

⁶⁷ Vgl. P. Simson, Der Artushof in Danzig und seine Bruderschaften, Danzig 1900, S. 26.

⁶⁸ Vgl. W. Dost, Die Marienkirche in Danzig und ihre Kunstschatze, Stuttgart 1963, S. 123 ff.

⁶⁹ Vgl. L. von Winterfeld, Geschichte der freien Reichs- und Hansestadt Dortmund, Dortmund 1977, S. 61.

⁷⁰ Vgl. J. Zdrenka, Rats- und Stadtpatriziat der Rechten Stadt Danzig, Teil 1, 1342–1525, Hamburg 1991, S. 264 f.

⁷¹ Vgl. W. Stark, Lübeck und Danzig in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Weimar 1973, S. 96 ff.

gene sogenannte »Hönnepeleer Schaar«, zuerst 1421 erwähnt, später im 16. Jahrhundert einfach »Opflag« genannt. Ein zweiter Umschlagplatz an einer Rheinschlinge war der oberhalb von Wissel gelegene »Dubbel«. Direkt vor den Toren Kalkars an der nördlichen »Spülpforte« lag ein weiterer Opflag, der aber wohl erst um 1480 eingerichtet worden ist.

Danzig war in jener Zeit eine hochbedeutende mittelalterliche Großstadt geworden: von 10000 Einwohnern schon um 1380, über ca. 18000 um 1420 und ca. 40000 für 1580 bis hin zu ca. 50000 um das Jahr 1600.⁷² Hier stieg Johannes Sohn Eberhard Ferber (1463–1529), geboren in Danzig, zu solcher Macht und – durch geschickte Heiratspolitik – zu immensem Reichtum auf, daß er später gar als »König von Danzig« bezeichnet wurde. Er hatte eine höfische Ausbildung genossen, war 1490 in Lübeck Sieger in einem ritterlichen Spiel geworden, trieb dort 1492 für seinen Vater eine Geldforderung im Zusammenhang mit der Lieferung polnischen Holzes nach Lübeck ein, heiratete und wurde 1494 zum ersten Mal in den Danziger Schöppenstuhl gewählt.

1496/97 nahm er zusammen mit dem Herzog Boleslaw von Pommern an einer frommen Reise in das Heilige Land teil, wo man unterwegs sich mit türkischen Seeräubern auseinandersetzen mußte, bevor die Pilger im August 1497 Jerusalem besuchten. Dort wurde Eberhard Ferber zum Ritter geschlagen, und im April 1498 traf man wieder in der Heimat ein. Zwölf Jahre lang war er Schöppe der Stadt Danzig, bevor er 1506 Ratsherr und 1510 dann schließlich Bürgermeister wurde. Sein Einfluß und sein Reichtum wurden legendär. Kennzeichen noch heute ist dafür das »Ferberhaus« in der Danziger Langgasse Nr. 28, ein 1560 zu einem prächtigen Renaissancebau ausgebauter Privatsitz der Ferbers.⁷³ Doch E. Ferber wird nach heftigen Streitigkeiten mit Rat und Bürgerschaft im Dezember 1522 gestürzt. Er prozessiert zwar gegen die Stadt, gewinnt schließlich auch, doch stirbt er als gebrochener Mann 1529. Weiterhin bekleideten aber Mitglieder dieser Familie hohe Ämter in Danzig. Sohn Konstantin Ferber (1520–1588) wird 1555 ebenfalls Bürgermeister, sein Bruder Moritz wurde 1523 Bischof von Ermland mit Sitz in Frauenburg. Noch einmal und zum Schluß dieses Kapitels soll betont werden, daß gerade diese so illustre Ferberfamilie ein hochinteressantes Bindeglied zwischen dem Niederrhein und dem Ostseeraum im Zeichen der Hanse im Spätmittelalter darstellt. Am sinnfälligsten wird dies wohl dadurch, daß zeitweise gleichzeitig jeweils Familienmitglieder sowohl in Kalkar als auch in Danzig als Stadtpatrizier Bürgermeister waren.

⁷² Vgl. H. Ammann, Wie groß war die mittelalterliche Stadt?, in: C. Haase (Hrsg.), Die Stadt des Mittelalters, 1. Band, Darmstadt 1978, S. 419.

⁷³ E. Kayser, Die Baugeschichte der Stadt Danzig, hrsg. von E. Bahr, Köln 1972, S. 400f.

5. Niedergang und Schlußbemerkungen

Der Kalkarer Historiograph J. A. Wolff bemerkt zum »Herbst des Mittelalters« in der Stadt Kalkar, daß »die Zeit der vollen Blüte Calcars... nicht viel länger als 150 Jahre gedauert zu haben« scheint. »Die Nachblüte füllt einen Zeitraum von ca. 80 Jahren, etwa von 1520 an.«⁷⁴ Dieser langsame Niedergang der Stadt Kalkar hatte wirtschaftliche Gründe mit der Rezession des Tuchhandels, aber insbesondere militärische mit dem 1568 begonnenen achtzigjährigen Krieg zwischen den Generalstaaten der Niederlande und den spanischen Besatzern und ihren Söldnertruppen. Wolff datiert den »Anfang des wirklichen Ruins der Stadt« auf den 24. Dezember 1598, als der spanische Admiral Francesco de Mendoza mit seinen Streitkräften die Stadt einnahm und ihr unglaublich hohe Kontributionsleistungen auferlegte. Zwar ziehen die Spanier im April wieder ab – nach Plünderungen und Brandschatzungen –, doch »als die Pest im Sommer 1599 über 1500 Menschen, mehr als ein Drittel der durch Zuwanderung vom Lande stark angewachsenen Einwohnerschaft, hinwegrafft, ist die Lebenskraft der Stadt erstmals gebrochen.«⁷⁵ Beim Abschluß des Westfälischen Friedens 1648 ist Kalkar »verarmt, verschuldet, entvölkert, seines alten Wohlstandes beraubt«. So das Urteil des Kuntshistorikers Richard Klapheck 1930 über »die einst blühende Hansestadt, die zu den Prinzipalstädten des Herzogtums zählte«.⁷⁶

Wohl keiner hat das Klima dieser kleinen Stadt am Niederrhein und die Mentalitäten seiner Einwohner im 19. Jahrhundert – noch Theodor Heuss hat 1916 bei Wanderungen am Niederrhein Kalkar »eine Ackerbürgeridylle«⁷⁷ genannt – so anschaulich in vielen Romanen und Gedichten eingefangen wie Joseph von Lauff (1855–1933), der in Kalkar seine Jugend verbrachte.⁷⁸ R. Klapheck bescheinigt von Lauff eine ähnlich scharfe Beobachtungsgabe wie »den alten niederrheinischen Bildnern« und zitiert dessen typische Beschreibung der gotischen Giebelhäuser am Markt in Kalkar: Sie gleichen »gelangweilten Philistern in Unterhosen von Flanell, die sich am helllichten Tag die Schlafmützen über die Ohren gezogen haben, verschläfert ins Licht blinzeln und gleichzeitig ihren Knaster aus zerbrechlichen Kalkpfeifen verpaffen.«⁷⁹

Kalkar lag in seiner Blütezeit im Mittelalter nicht nur im Herzogtum Jülich, Kleve, Berg – dem international gesehen vor allem im 16. Jahrhundert gar nicht so unbedeutenden Territorialstaat –, Kalkar lag damit und darüberhinaus auch »mitten in Eu-

⁷⁴ J. A. Wolff (s. A 7), S. 10.

⁷⁵ F. Gorissen (s. A 18), S. 79.

⁷⁶ R. Klapheck, Kalkar am Niederrhein, Rheinischer Verlag für Denkmalpflege und Heimatschutz, Düsseldorf 1930, S. 153.

⁷⁷ Theodor Heuss, Von Ort zu Ort. Wanderungen mit Stift und Feder, Tübingen 1966, S. 129.

⁷⁸ Vgl. G. Kaldewei (Hrsg.), Joseph von Lauff 1855–1933. Dichter des Niederrheins und der Wilhelminischen Zeit, Kleve 1988.

⁷⁹ Zitiert nach R. Klapheck (s. A 76), S. 175.

ropa«, wie die aufgeführten beispielhaften personalen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen verdeutlichen.⁸⁰

Signifikant steht dafür – neben Heinrich Egger von Kalkar und Konrad von Heresbach und anderen – auch der Maler Johann Stephan von Calcar. Er wurde wohl um 1500 als Sohn einer im 15. und 16. Jahrhundert nachzuweisenden Familie in Kalkar geboren. Am Niederrhein erhielt er seine Ausbildung als Maler und steht damit u. a. in der Tradition z.B. von Jan Joest, Joos van Cleve oder Derick Baegert, ist Zeitgenosse von Barthel Bruyn. Doch »Gemälde dieses Künstlers sind weder in der hiesigen Pfarrkirche noch in den benachbarten Städten nachweislich vorhanden«, schreibt 1876 J. A. Wolff.⁸¹ Johann Stephan von Calcar ist jedoch als Schüler Tizians in Italien faßbar: 1540 malt er als sein Hauptwerk das Porträt des Kölner Patriziers Melchior von Brauweiler in Venedig. Der berühmte Florentiner Maler und Künstlerbiograph Giorgio Vasari schrieb 1568 in seinen »Viten« über Johann Stephan von Calcar: »Ferner war ich im Jahre 1545 in Neapel bekannt und nahe befreundet mit Johann von Calcar, einem sehr erlesenen vlämischen Maler und so bewandert in der Manier Italiens, daß man seine Werke nicht als Arbeiten von der Hand eines Niederländers erkannte; doch starb dieser jung zu Neapel, während man große Dinge von ihm erhoffte.«⁸²

Die Stadt Kalkar blickte im Jahr 1992 auf die Verleihung der Stadtprivilegien vor 750 Jahren zurück. Dies bot Anlaß, sich auf deren komplexe und bedeutende Geschichte – nicht nur während ihrer Blüte – zu besinnen und das überkommene städtebauliche, architektonische und historische Erbe zu bewahren: insbesondere in den anerkannten kultur- und stadthistorischen Vermittlungsinstitutionen unserer Zeit, Stadtarchiv und Städtisches Museum. Dann ist möglich, was Edith Ennen in einem Aufsatz über die »Stadt zwischen Mittelalter und Gegenwart« 1965 in Erinnerung rief: »Wir brauchen dazu wieder etwas von der stadtbürgerlichen Freiheit des Mittelalters, die eine Freiheit in der Bindung an das Gemeinwohl war. So vermag – vielleicht – die historische Besinnung helfen, den richtigen Weg für eine gesunde Zukunft unserer städtischen Gemeinwesen zu finden.«⁸³

⁸⁰ Vgl. H. Boockmann u. a., Mitten in Europa. Deutsche Geschichte, Berlin 1984.

⁸¹ Vgl. J. A. Wolff, Die Maler Johann Joest und Johann Stephan von Calcar, in: Zeitschrift für Bildende Künste, Leipzig 11/1876, S. 378.

⁸² G. Vasari, Lebensbeschreibungen der berühmten Architekten, Bildhauer und Maler, Straßburg 1908, 500f.

⁸³ E. Ennen, Die Stadt zwischen Mittelalter und Gegenwart, in: dies., Gesammelte Abhandlungen zum europäischen Städtewesen und zur rheinischen Geschichte, hrsg. von G. Droege, Bonn 1977, S. 209.

Detlev Ipsen

Das Schöne und das Häßliche in der Stadt

Zur Ästhetik der Agglomeration

Könnten wir uns heute noch vorstellen, die Großstadt wie Georg Simmel zu erleben. Geht von ihr nach wie vor eine Reizüberflutung aus und bringt sie die Blasiertheit als Mentalität hervor? Oder können wir uns in die Empfindungen von Walter Benjamin versetzen, der rauschartige Gefühle in der Wahrnehmung der Gleichartigkeit des Pflasters zwischen Marseille und Paris und die Weltöffnung als materielle Identität von Arno und Spree zu beschreiben wußte? Und wie ist es mit der Passage, vermittelt sie uns noch das Gefühl der Vergänglichkeit, der Spannung von Versuchung und Mortalität der Ware und ihrer Ästhetik?

Die moderne Stadt des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ist innerlich und äußerlich weitgehend zerstört, die Bilder ihres widersprüchlichen Erlebens finden am Ende dieses Jahrhunderts kaum noch Anhaltspunkte in der städtischen Wirklichkeit. Ästhetik ist eine Gefühlsbindung, ein Ort zieht an, ein anderer stößt ab. Es ist dieser umfassende Begriff städtischer Ästhetik im Sinne eines affektiven Engagements, dessen Verlustigkeit Alexander Mitscherlich als Gefahr für die Planung demokratischer Freiheit diagnostizierte. Und heute? Gibt es nicht sogar eine Renaissance urbaner Ästhetik? Sind nicht ein »Museumsufer« oder »Wohnen am Fluß« deutliche Hinweise auf eine Wiederentdeckung ästhetischer Qualitäten der Stadt? Spiegelt sich nicht in den Auseinandersetzungen um die neue Berliner Mitte ein Bewußtsein um diese Qualitäten? Hat nicht die postmoderne Kritik an der funktionalistischen Stadtplanung und dem internationalen Stil in der Architektur die Grundlage für eine ästhetische Betrachtungsweise der Stadt eröffnet? Auf der anderen Seite löst sich das Bild der Großstadt im Sinne des 19. Jahrhunderts mehr und mehr auf. Die Grenzen zwischen den Städten, die zwischen Stadt und Vorstadt, Vorstadt und Land, werden durchlässig und verschwinden ganz und gar. Der Konturlosigkeit des »Urban Sprawl« entspricht die Difusität der geographischen Namen: Stuttgarter Raum, Rhein-Main-Gebiet. Hinter den statistischen Kennzahlen der Suburbanisierung von Haushalten und Gewerbe verbirgt sich eine Zerlegung der Stadt in ihre Elementarteile. Haus für Haus, Halle für Halle stehen neben- aber nicht zueinander. Spielt hier Ästhetik im Sinne einer emotionalen Beziehung zur Stadt oder Teilen von ihr eine Rolle? Gibt es eine Ästhetik der Agglomeration oder zumindest eine in ihr?

Wenn wir im Zusammenhang mit der Stadt von ästhetischen Urteilen sprechen, meinen wir nicht das nachdenkliche Abwägen zwischen schön und häßlich, sondern die beinahe reflexartige Reaktion auf räumliche Situationen, wir meinen Neugier und

Wohlbefinden, Abwehr, Abscheu und Flucht und – auch das ist wichtig – Gleichgültigkeit. Das ästhetische Urteil, das uns interessiert, ist auch nicht das sich auf Kenntnisse über Gestaltungsregeln beziehende Geschmacksurteil von Architekten und Planern, sondern die „spontane“ Reaktion auf die Erscheinungsformen des Raumes. Hinter dem spontanen Urteil über die ästhetischen Qualitäten eines Hauses, eines Viertels oder auch einer ganzen Stadt vermuten wir allerdings in der Regel die Wertorientierung einer sozialen Klasse oder eines Milieus oder die vorherrschenden Wertvorstellungen einer bestimmten Zeit als Ergebnis kultureller Auseinandersetzungen. Wann wird was als schön oder als häßlich empfunden? Wir möchten zur genaueren Bestimmung der sehr allgemeinen These der sozialen und historischen Hintergründe des ästhetischen Urteils sechs Bedingungen anführen, die uns als Schritte zu einer Antwort auf die Frage dieses Aufsatzes dienen: Welche Bedeutung hat die ästhetische Dimension in den großen Stadttagglomerationen, die heute weltweit den vorherrschenden Stadttypus bilden.¹

Eine Vorbedingung des ästhetischen Urteils ist die Wahrnehmungsfähigkeit einer Situation. Damit sind nicht bestimmte Maße und Relationen gemeint, die als objektive Grundlage des Schönen gelten, sondern die psychologische Qualität der Reizgrundlage. Berlyne hat in seinen Arbeiten nachweisen können, daß die Komplexität und der Grad der Neuigkeit von Informationen zu der emotionalen Attraktivität von Situation in einem kurvilinearen Verhältnis steht.² Geringe Komplexität bzw. Neuigkeit führen ebenso wie sehr hohe Komplexitätswerte dazu, daß eine Situation als unangenehm empfunden wird und daß man sie, wenn irgend möglich, vermeidet. Ein mittleres Niveau von neuen Reizen stellt dagegen ein Optimum an Attraktivität dar. Schon vor Jahren ist diese Einsicht von Rapoport in die Diskussion um die Planung von Stadtqualität eingebracht worden. Seine pragmatische Schlußfolgerung läuft darauf hinaus, in den Städten weniger »Ordnung« zu schaffen, Ambiguität zuzulassen.³ Uneinsehbare Situationen, sich neu erschließende Blickrichtungen, sich überlagernde, mehrfache Nutzungen sind mögliche Umsetzungen dieser Überlegungen. Allerdings ist das Verhältnis von Komplexität und Attraktivität nicht statisch. Zum einen unterscheiden sich die konkreten Relationen von Mensch zu Mensch, aber auch bei jedem einzelnen Menschen verändern sich durch Erfahrungen die »Realwerte« an Komplexität, die als attraktiv empfunden werden. Was eben noch neu war, ist jetzt schon bekannt. Die so gewonnene Erkenntnis über grundlegende Voraussetzungen des ästhetischen Urteils versperrt eine Lösung, mit der man *ein für alle mal* die attraktive Stadt planen und bauen will. Die Stadt muß Projekt bleiben, sie muß zugleich Entdeckun-

¹ Vgl. auch D. Ipsen, Vom allgemeinen zum besonderen Ort. Zur Soziologie räumlicher Ästhetik, in: *Raumästhetik. Eine regionale Lebensbedingung*, Bonn 1988.

² D. E. Berlyne, *Konflikt, Erregung, Neugier*, Stuttgart 1974.

³ Vgl. A. Rapoport / R. Kantor, Komplexität und Ambivalenz in der Umweltgestaltung, in: *Stadtbauwelt* 26 (1970), S. 114–120.

gen ermöglichen und Sicherheit bieten, dann erst ist die ästhetische Wahrnehmungsfähigkeit hergestellt.

Wie nun steht es mit der Wahrnehmungsfähigkeit der Stadt heute? Die moderne Stadt des 20. Jahrhunderts ist im Vergleich zu der ihr vorhergehenden Großstadt des 19. Jahrhunderts um ein Vielfaches mehr gegliedert, zониert und in einzelnen Räumen funktional homogen. Sie setzt sich von einer Stadtstruktur ab, die als Chaos empfunden wurde. Das Feindbild des 19. Jahrhunderts war die dichte Bebauung mit Mietskasernen, von denen man zu Recht angenommen hat, daß sie ungesunde Lebensverhältnisse hervorbringen. Licht, Luft und Sonne in der gegliederten und aufgelockerten Stadt wurden als Planungsleitlinien einer Alternative formuliert.⁴ Le Corbusier sah als Vorbild der modernen Stadt die Ordnung der Fabrik und des Ozeandampfers. Die Trennung von Wohnen, Arbeit, Dienstleistung und Verkehr hat eher reizarme Binnenmilieus geschafften. Eine beabsichtigte Standardisierung in der architektonischen Gestaltung, der Wunsch nach einer industriellen Produktion des städtischen Raumes verstärkte die Reizarbeit zusätzlich. Erst der Städtebau der Postmoderne wendet sich explizit gegen das Prinzip der Funktionstrennung zur Organisation des städtischen Raumes und gegen die Standardisierung baulicher Lösungen, gefordert wird Komplexität, Individualität und Vielfalt. Doch hat sich dies vornehmlich in einzelnen Bauten niedergeschlagen und nicht in der städtebaulichen Organisation als Ganzem. Aber auch bei vielen postmodernen Einzelbauten zeigt sich schon heute deutlich eine Standardisierung der Formensprache, so daß wir nicht von einer Trendwende ausgehen können. Im Gegenteil scheint die Addition gleichförmiger Elemente eher zuzunehmen. Wir formulieren also die These, daß die Ästhetik der Agglomeration grundlegend an einer geringen ästhetischen Wahrnehmbarkeit leidet, die einer zu geringen Komplexität von Gestaltung und Nutzung geschuldet ist. Weder ist damit das ästhetische Urteil in seiner Richtung bestimmt, noch auf welche Teile der städtischen Objektwelt es sich richtet.

Was nun von den einzelnen Individuen oder Gruppen zu einer bestimmten Zeit als komplex oder einfältig, als neu oder bekannt empfunden wird, hängt von Vorstellungen über die Welt ab, die wir implizit oder explizit aktualisieren, wenn wir eine Situation wahrnehmen. Die Gestaltpsychologie macht deutlich, daß wir Bilder brauchen, um die Objektwelt wahrzunehmen. Diese Bilder sind uns häufig nicht bewußt. Der Geograph Gerhard Hard hat in einem Essay über die Hermeneutik des Rasens zu zeigen versucht, wie ein Vorstellungsbild entsteht und wandert. Wiesen und Weiden der ozeanischen Auellandschaft werden im 18. Jahrhundert zu Bestandteilen des Landschaftsgartens, den sich der Gutsherr um sein Gutshaus als ein Bild Arkadiens anle-

⁴ Vgl. auch M. Rodenstein, »Mehr Licht, mehr Luft«, Frankfurt 1988.

gen läßt.⁵ Grund dafür dürfte wohl die zunehmende Ökonomisierung der Landwirtschaft gewesen sein, durch die die intensiver genutzten Wirtschaftslandschaften das gewohnte Bild der Landschaften mehr und mehr zurückdrängten. Mit der Verlagerung der ökonomisch produktiven Schwerpunkte vom Land in die Stadt wird der von Rasen umgebende Gutshof zum bürgerlichen Landsitz und kann als Bild des Städters vom Land in die Parkanlagen der Städte zurückwandern. Schließlich sickert der Rasen als Bild und Wirklichkeit zur Miniatur der bürgerlichen Villa: in die Ein- und Zweifamilienhausgebiete der Agglomeration. Von hier aus bestimmt der Rasen das Bild einer stadtgemäßen Natur, läßt zwischen Kraut und Unkraut unterscheiden. Vorstellungsbilder sind also in der Regel Ablagerungen und Transformationen kollektiver Erfahrungen, Deutungen und Bewältigungsmuster. Sie strukturieren das ästhetische Urteil indem sie Ausschnitte aus der Vielzahl möglicher Wahrnehmungen bilden und Bekanntes von Unbekanntem scheiden. Versuchen wir diese Überlegungen auf eine Ästhetik der Agglomeration anzuwenden, so sind wir sehr auf Vermutungen angewiesen. Manches spricht dafür, daß sich für die Wahrnehmung der zeitgenössischen Stadträume noch keine Gestaltform herausgebildet hat. Sie erscheinen uns diffus und häufig werden Bilder und Konzepte aus zurückliegenden historischen Epochen entliehen, um ein Verständnis des städtischen Raumes zu erzeugen. Es wird von Stadttoren und Wällen gesprochen, wo es, wie in der aus ehemaligen Dörfern zusammengesetzten Autostadt Baunatal, weder das eine noch das andere jemals gegeben hat. Es kann sein, daß uns jedes Bild und jeder Maßstab fehlt, um den »Urban Sprawl« zu beurteilen. Der größte Teil des Stadtraumes erschien auch den Befragten einer kleinen Untersuchung, die wir dazu durchgeführt haben,⁶ als ästhetisches Niemandsland.

Das Unbekannte ist das Bildlose und ist, wenn diese Überlegungen stimmen, weder wahrzunehmen noch zu bewerten. Offen bleibt bei diesen gestaltpsychologischen Überlegungen allerdings wie neue Bilder entstehen, wann und von wem eher das Bekannte, und von wem das Neue als ästhetisch schön oder häßlich bewertet wird. Dies ist aber wichtig zu beantworten, da andernfalls die von uns formulierte wahrnehmungspsychologische These darauf hinauslaufen würde, daß bei den ästhetischen Urteilen gar keine Veränderung eintreten könnte. Die Frage, welche soziale Gruppe oder welches Individuum in seinen ästhetischen Äußerungen eher konventionell, also bildentsprechend urteilt und wer avantgardistisch ist, hat die Sozialpsychologie und Soziologie nicht wirklich klar beantwortet, doch gibt es Hinweise auf Antworten. In der Sozialpsychologie gibt es eine lange Forschungstradition, die sich mit dem Problem beschäftigt, wie es zu dogmatischen Verhaltensweisen kommt. Aufbauend auf den Ar-

⁵ Vgl. G. Hard, Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet, in: Notizbuch 18 der Kasseler Schule, Kassel 1990.

⁶ Vgl. A. Wehrle, Über das Schöne und Häßliche in der Stadt, Diplomarbeit, Kassel 1992.

beiten von Adorno u. a. zum autoritären Charakter hat Milton Rokeach eine Theorie des offenen und geschlossenen Bewußtseins entwickelt. In zahlreichen Untersuchungen stellte er fest, daß sich Personen darin unterscheiden, wie scharf sie das, von dem sie überzeugt sind, von dem trennen, was sie für falsch halten. Ein Teil der Personen bildet Überschneidungsmengen und Brücken zwischen Überzeugung und Ablehnung (believe versus disbelieve) aus, ein anderer Teil nicht. Die Ursachen für diese Unterschiede findet Rokeach zunächst in der unterschiedlichen Art, den Wahrheitsgehalt einer Information zu prüfen. Diejenigen, die zwischen Überzeugung und Ablehnung Brücken ausbilden, unterscheiden zwischen der Glaubwürdigkeit einer Informationsquelle und der des Inhalts. Die Kenntnis der Informationsquelle reicht ihnen nicht aus, um zwischen wahrer und falscher Information zu unterscheiden, sie versuchen, den Inhalt selber zu prüfen. Die andere Gruppe unterscheidet zwischen glaubwürdigen und unglaubwürdigen Informationsquellen und beurteilt lediglich aufgrund der unterschiedlichen Informationsquellen den Wahrheitsgehalt der Information. Auf seiner Suche nach den Ursachen stieß die Forschergruppe auf eine weitere Größe: die psychische Verunsicherung. Je ausgeprägter die Unsicherheit ist, desto größer ist eine Fixierung auf die Autorität einer Person, die einem die substantielle Prüfung des Wahrheitsgehaltes einer Information abnimmt. Um so größer und drastischer ist allerdings auch die Trennung zwischen Überzeugung und Ablehnung. Vielleicht können wir aus dieser Theorie etwas darüber lernen, wie sich ästhetische Urteile ändern können.⁷

Folgt man diesen Überlegungen, so wird die städtische Ruderalvegetation, um ein Beispiel zu nennen, zunächst nur von denen als schön empfunden, die »Bildstörungen« nicht von vornherein ausschließen. Dies werden diejenigen sein, die sich eine psychische Sicherheit bewahren können. Nach einiger Zeit kann sich dann das Bild umstellen. Das »wilde« Grün, die Wiese nicht der Rasen, wird zum Leitbild der städtischen Gärten und Parkanlagen. Gerade in Zeiten des Übergangs ästhetischer Urteile ist allerdings eine weit verbreitete Verunsicherung beinahe unvermeidbar, so daß wir häufig eine, wenn man so will, sekundäre Fixierung auf Autoritäten in Gruppen finden, die aus zweiter Hand ein ästhetisches Urteil zu verändern suchen. Diese Überlegungen zielen darauf, nach Bedingungen der Kreativität zur Erarbeitung ästhetischer Urteile zu suchen. Wir vermuten, daß sich die Bedingungen zu einer kreativen Wahrnehmung nicht verbessert haben, da die großen unübersichtlichen Agglomerationsräume eher Verunsicherung als Sicherheit schaffen. Die Bedingungen für die Entwicklung einer Kultur der ästhetischen Kommunikation sind so eher pessimistisch zu beurteilen. Allerdings hängt dies sehr davon ab, wie es Menschen gelernt haben, mit der Agglomeration umzugehen. Wie bei jedem Raum, auch der Großstadt des 18. und

⁷ Vgl. M. Rokeach, The open and the closed mind, New York 1960.

19. Jahrhunderts, muß auch das Verhältnis in der Agglomeration erst erlernt werden, bis sie nicht mehr als unwirtlich wahrgenommen wird.

Diese eher sozialpsychologischen Thesen ergänzen wir durch die soziologischen Arbeiten zur sozialen Strukturierung des Geschmacksurteils von Pierre Bourdieu. In der Entwicklung seines Forschungsansatzes schreibt er: »Geschmack klassifiziert-nicht-zuletzt-den, der die Klassifikation vornimmt.«⁸ Damit zerfällt die Frage nach dem Schönen und dem Häßlichen in verschiedene Sichtweisen unterschiedlicher sozialer Gruppen. Folgt man dieser Überlegung für die Stadt, so gibt es in ihr nicht eine Struktur, die Schönes von Häßlichem unterscheidet, sondern nach sozialen Gruppen unterschiedlich bewertete schöne und häßliche Orte. Planer und Architekten, die sich eine hohe Kompetenz in der Beurteilung städtisch-baulicher Situationen zuschreiben, werden andere Urteile abgeben wie Angehörige anderer Berufsgruppen. Es kann aber auch sein, daß in unterschiedlichen Phasen des Lebenszyklus gleiche Orte unterschiedlich beurteilt werden, und schließlich wäre es möglich, daß sich der Unterschied zwischen eher formellen und inhaltlichen Urteilen, den Bourdieu an der Höhe des kulturellen Kapitals festmacht, in den Geschmacksurteilen über die Stadt und ihrer Teilräume wiederfindet. Die These von Bourdieu zeigt meines Erachtens einen Weg zur Untersuchung ästhetischer Urteile in der Agglomeration. Ausgangspunkt wäre die Vorstellung, daß der agglomerierte Raum einem Archipel unterschiedlicher ästhetischer Beurteilungen gleicht. Verschiedene soziale Klassen besiedeln diese Inseln und belegen und durchdringen sie mit dem bei ihnen vorherrschenden Mustern des Lebensstils. Die ästhetische Leere, von der wir vorhin sprachen, kann so ein Artefakt der Gruppe sein, auf die wir unsere Untersuchung beziehen. Oder sie ist de facto eine ästhetisch entleerte Hyperstruktur, unter der sich die Feingliederung partikularer, gruppenspezifischer ästhetischer Räume verbirgt.

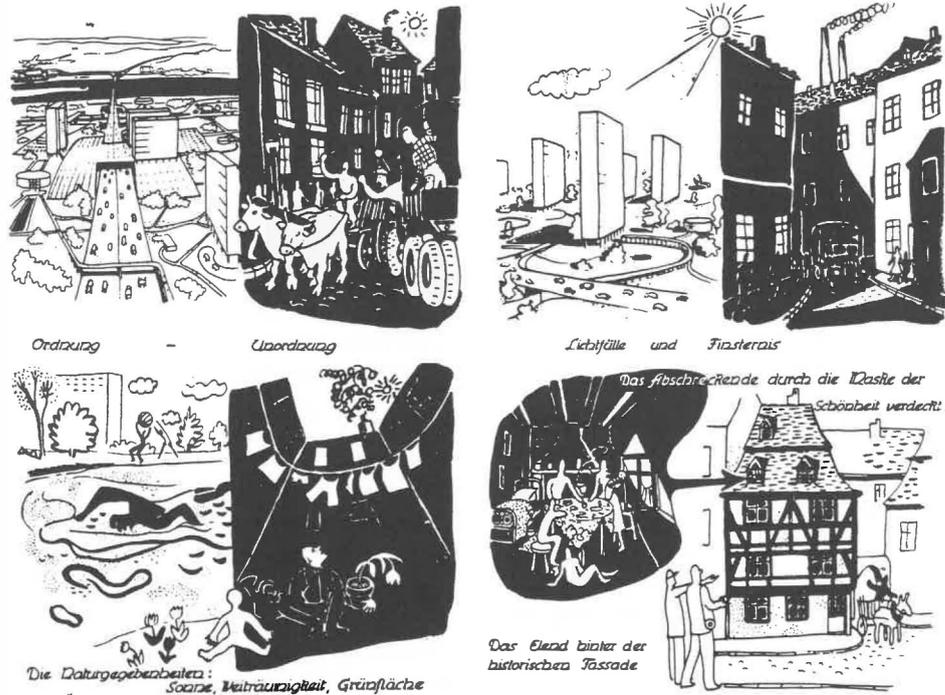
Neben der sozialen Differenzierung des ästhetischen Urteils steht die historische Bedingtheit des ästhetischen Urteils. Jeder kann beobachten, daß sich die ästhetische Beurteilung von Stilen in der Stadt im Zeitablauf verändert. So werden sich manche noch daran erinnern, daß klassizistische Wohnhäuser oder solche mit einer Jugendstilfassade noch vor 25 Jahren wenig gefragt waren. Die Abwertung des Jugendstils hatte in den 20er und 30er Jahren schon eine weite Verbreitung, in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg konnten diese Häuser von Haushalten mit geringem Einkommen und geringem Sozialprestige bewohnt werden, weil sie ästhetisch negativ beurteilt wurden, und deshalb wenig Wert waren. In Berlin gab es in den 60er Jahren ein Programm des Senates, welches die Beseitigung von Stuck und Ornament förderte. In den 80er Jahren wendete sich das Blatt. Die Gründerzeitquartiere waren hoch geschätzt und nachgefragt.

Unsere letzten beiden theoretischen Überlegungen zielen auf diesen Sachverhalt.

⁸ P. Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt 1982, S. 25.

Michael Thompson hat den Versuch unternommen, diese Bewegung von Entwertung und In-Wert-Setzung systematisch zu fassen.⁹ In der Regel wird auch bei der Produktion des städtischen Raumes Vergängliches geschaffen. Häuser, Plätze und Straßen, die gestern als der letzte Schrei galten, werden heute als Müll empfunden, als Materie am falschen Ort. Es ist jedoch möglich, daß bestimmte avantgardistische Gruppen eine Umwertung vornehmen. Während diejenigen, die in entwerteter Bausubstanz wohnen müssen, mühselig versuchen durch kleine Eingriffe wie geänderte Hausverkleidungen, andere Türen und Fenster, den Müll zu verbergen und dabei in der Regel scheitern, versucht die Avantgarde, den Müll in den Vordergrund zu schieben, den alten Zustand wiederherzustellen; sie betont den Wert des Mülls. Unter bestimmten Bedingungen gelingt es ihr oder denen, die nachfolgen, nicht nur den ursprünglichen Wert wiederherzustellen, sondern aus dem Abfall etwas dauerhaft Wertvolles werden zu lassen. Auch wenn wir nicht sicher sind, daß dieser Prozeß zur Produktion dauerhafter Kulturgüter führen muß (vielleicht wird die In-Wert-Setzung ja wieder rückgängig gemacht), so verweist dieser Gedanke doch auf eine permanente Dynamik des ästhetischen Prozesses. Dies ist deshalb wichtig, weil die Stadtforschung mit hoher Plausibilität argumentiert, daß die Agglomeration keine zufällige Entwicklung ist, sondern Ausdruck der weiter beschleunigten Durchdringung des Raumes durch die Logik der ökonomischen Verwertung. In gewisser Hinsicht ist die Agglomeration Ausdruck einer Dominanz der Zeit über den Raum. Ständig und ständig schneller können sich bestimmte Nutzungen an ihrem Standort nicht mehr halten und werden an die Peripherie verdrängt. Die Aufwertung des Bodens in Paris und Madrid hat die Wohnungen weit in das Land hinausgedrängt, neue Städte wurden gebaut. Bestimmte Teile des Gewerbes sind gefolgt und werden schon wieder von neuen Entwicklungen überholt. Es ist plausibel, daß bei ständig steigender Verwertungsgeschwindigkeit die Zeit, vor allem aber die ökonomische Rationalität fehlt, materiell Dauerhaftes zu produzieren. Damit kommen wir zu einer Einschränkung der Überlegungen von Thompson. Die von ihm benannte Entwertung ist nicht materiell bedingt, sondern ökonomisch. Die neuerliche In-Wert-Setzung setzt allerdings eine materielle Grundlage voraus, die eine ökonomische Aufwertung erfolgversprechend erscheinen läßt. Wir müssen uns also fragen, ob sich die These einer möglichen ästhetischen Aufwertung nicht nur auf materielle Strukturen beziehen kann, die bei entsprechenden Investitionen das Potential der Dauerhaftigkeit besitzen. Anders gesagt: Wir behaupten, daß sich die so beschriebene ästhetische Dynamik in neuerer Zeit auf die Qualität der Substanz des 19. Jahrhunderts stützt, die im Verlauf des 20. Jahrhunderts in bezug auf das Qualitätsniveau und mengenmäßig abnimmt. Es ist denkbar, daß die Beschleuni-

⁹ Vgl. M. Thompson, *Die Theorie des Abfalls*, Stuttgart 1981; ders., *Welche Gesellschaftsklassen sind potent genug, anderen ihre Zukunft aufzuoktroieren?*, in: L. Burckhard (Hrsg.), *Design der Zukunft*, Köln 1987.



Zeiten klarer ästhetischer Ordnung: die 60er Jahre.



Ästhetik der Bewegung – Ästhetik der Agglomeration?

gung der Verwertung in der Agglomeration kein Potential für die Transformation von Abfall in dauerhafte Kulturgüter zur Verfügung stellt. Dies wiederum bedeutet die Verarmung ästhetischer Potentiale, die ein »naturwüchsiger« Prozeß von Entwertung und Aufwertung bislang nebenbei zur Verfügung gestellt hat.

Die Ausbildung von Geschmacksurteilen ist zum einen von sozialen Klassen und Milieus abhängig, wie dies in den Arbeiten von Bourdieu zum Ausdruck kommt. Zum anderen spiegelt sich in ihnen das wider, was wir häufig Zeitgeist nennen. Das ästhetische Urteil erscheint uns wie ein Seismograph für gesellschaftliche Veränderungen, gerade weil wir den emotionalen Charakter des Geschmacksurteils betonen. Um die Auseinandersetzung um den »richtigen« Weg in der räumlichen Entwicklung besser begreifen zu können, schlagen wir den Begriff des Raumbildes vor.¹⁰ Wir gehen dabei von der Vorstellung aus, daß in jeder Zeit bestimmte Zielvorstellungen und Konzepte der Entwicklung um ihre Realisierung ringen. Die vorfindbaren Strukturen eines Raumes sind dann das Ergebnis der Resultate aller zeitwirksamen Kräfte, wie Thompson dies einmal ausgedrückt hat. Ausdrucksformen vergangener Zeitformen spiegeln sich dabei als persistente Strukturen wider oder sie werden überformt und vernichtet. Diese Sichtweise läßt es auch zu, daß man Bestandteile konkurrierender, letztendlich aber unterlegener Vorstellungen in der realen Raumform wiederfindet.

Die Raumanalyse wird so zur Hermeneutik: der Kunst, den Raum in seinen jeweiligen Überlagerungsformen zu lesen. Wir verwenden dazu das Konzept des Raumbildes. Es erleichtert den Zugang des Lesens, da es zwischen der theoretisch abstrakten Ebene der Werte und Entwicklungskonzepte und der Ebene der Erscheinungsformen des Raumes angesiedelt ist; es handelt sich um eine Begriffsbildung auf mittlerer Abstraktionsstufe. In Bildern verdichten sich die Erscheinungsformen und Strukturen des Raumes. Ästhetische Urteile machen sich meist an Orten derartiger symbolischer Verdichtung fest, während große Teile des Stadtraumes unter der Schwelle bleiben, die ein allgemeines ästhetisches Urteil auslösen.

Auf die Agglomeration bezogen sind uns zwei Beobachtungen wichtig. Die Agglomeration ist der räumliche Ausdruck einer auf beschleunigter Zirkulation basierender Ökonomie. Sie ist Ausdruck der Beschleunigung selber und des damit verbundenen Transportes von Menschen, Gütern und Informationen. Die Agglomeration ist in jeder Hinsicht durchlässig. Damit verringert sich die Gültigkeit von Bildern, die wir noch in der modernen Großstadt finden konnten und die Kevin Lynch sich sein Leben lang zu finden und beschreiben bemüht hat: Grenzen, Kronen, Zitadellen, öffentliche Plätze, kleine Netze von Passagen.¹¹ All dies ist noch vorhanden, aber für die Agglomeration nicht typisch. Typisch für die Agglomeration wäre eine Ästhetik der Bewegung, wie wir sie bisher nur aus der Hubschrauberperspektive und dem Nachtbild

¹⁰ Vgl. D. Ipsen (s. A 1).

¹¹ Vgl. K. Lynch, City Sense and City Design, London 1960.

der von Autoscheinwerfern gezeichneten Verkehrsadern begreifen können. Wir behaupten also, daß sich sowohl wahrnehmungspsychologisch als auch kulturell noch kein Raumbild der Agglomeration herausgebildet hat. Deswegen können wir sie nur schwer wahrnehmen und ästhetisch bewerten. Und dies führt uns zu unserer zweiten Beobachtung. Da die Wahrnehmbarkeit und das ästhetische Urteil eine wesentliche Orientierungsfunktion für Menschen bedeutet und zur Herausbildung alltäglicher Identität notwendig ist, entwickeln sich ästhetische Substitute und Kompensationen für die ästhetisch unbegriffene Agglomeration. Symbolisch aufgeladene Begriffe sollen die amorph erscheinende Agglomeration strukturieren: Museumsufer und Grüngürtel sind Beispiele aus Frankfurt, das Tor zur Welt in La Defense eines aus Paris, aber auch die Umgestaltung zentraler Plätze wie die des Königsplatzes in Kassel zielen in diese Richtung. Den meisten dieser Versuche ist der regressive Rückgriff auf die Bildersprache des Mittelalters (Stadtter, Wall, Krone), der Barockstadt (Achse) oder der modernen bürgerlichen Stadt des 18. Jahrhunderts (Passage) gemeinsam. Dies bedeutet, daß die Symbolsprache dem Alltag der meisten Menschen sehr fern ist. Die mit diesen Symbolen gestalteten und von ihnen besetzten Räume gewinnen damit Eigenschaften, die auch dem Disneyland eigen sind. Es ist da, es ist materiell und doch unwirklich. Gerade auf ihrer Unwirklichkeit beruht die Wirkung. Aber es gilt auch: Diese Räume behalten eine Unlebendigkeit, sie nutzen sich schnell ab und müssen deshalb häufig erneuert oder ersetzt werden, und sind so noch in ihrer Regressivität Ausdruck der beschleunigungsbestimmten Ästhetik der Agglomeration.

Unsere Überlegungen stellen sicherlich noch keine befriedigende Grundlage dar, um eine Praxis der Ästhetik in und für die Agglomeration zu entwickeln. Doch sie weisen die weitere Arbeit auf drei widersprüchliche Aspekte einer solchen Ästhetik hin. Zum einen gilt es nach Merkmalen und Symbolen der Geschwindigkeit, der Grenzenlosigkeit und der Durchlässigkeit zu suchen, da man hier die Bausteine einer ästhetischen Hypersprache der Agglomeration vermuten kann. Zum zweiten gilt es, die Archipele partikularer Ästhetiken zu entdecken. Einfach ist dies immer dort, wo das Bild der Insel seine unmittelbare Berechtigung hat, wo sich soziale Lebensstile im Raum gruppieren. Schwierig aber realistischer ist es, nach Überlagerungen zu suchen, die Mehrfachcodierung des Raumes aufzudecken. Und drittens sollten wir die Anzeichen regressiver Symbolik nicht verdrängen und so der Verkitschung preisgeben, sondern die Regression als real akzeptieren. Indem wir Tore, Wälle und Marktplätze in ihrer kompensatorischen Funktion begreifen, können wir dies in ihrer Gestaltung kenntlich machen und so liebevolle und ironische Selbstdistanz erzeugen.

Udo Kultermann

Die himmlische Stadt Ch'ang-an

Die Beziehung zwischen Stadt und Himmel war in allen Teilen der Welt von höchster Bedeutung – in Babylon genauso wie in Jerusalem, Technochtitlan oder in Europa.¹ Städtegründer beriefen sich oft auf ein Modell für ihre Gründung, das sie nicht aus dieser irdischen Welt bezogen: »Die Kombination von praktischen, symbolischen und geomantischen Überlegungen beim Anlegen einer Stadt beschränkte sich nicht nur auf China. Keine griechische oder römische Stadt wurde ohne vorhergehende weissagerische und ritual-symbolische Verfahren gebaut.«²

Neben den frühen städtischen Symbolen Babylons und Jerusalems, zeigte sich diese Wechselbeziehung zwischen Himmel und Erde in der Gründung und der symbolischen Verfassung der Städte in China. Die wichtigste von ihnen war die alte Hauptstadt Ch'ang-an, in der Nähe der heutigen Stadt Xi'an. Erst durch die Ausgrabungen seit 1956 und durch die Entdeckung von Teilen der Stadtmauer, der Straßen und Paläste sowie von vier Stadttores Ch'ang-ans sind die eigentlichen Ausmaße dieser Stadt bekanntgeworden.³ Hier ist auch eine der spektakulärsten Entdeckungen des Jahrhunderts gemacht worden: Tausende von lebensgroßen Terrakottafiguren, die die Armee des Kaisers Chin Shih Huang-ti darstellen. Diese erstaunlichen Funde sind der alten chinesischen Stadt Ch'ang-an, die zu ihrer Gründungszeit eine der Metropolen der Welt war, durchaus angemessen.

Schon in frühesten Zeiten verlangte die chinesische Stadtplanung das Festhalten an bestimmten Prinzipien, die auch in der Folgezeit lange gültig blieben. Nach diesen Prinzipien wurde die Stadt auf eine bestimmte Fläche beschränkt, die mit einer Mauer umgeben und mit zwölf Toren versehen war, wobei sich die symbolische Zahl zwölf auf die zwölf Monate des Jahres bezog.⁴ Innerhalb dieser Einfriedung befand

¹ Es ist methodisch schwierig, in verschiedenen Kulturen unterschiedliche architektonische Charakteristika, Stilrichtungen oder sogar Bautypen zu vergleichen. Vgl. E. von Erdberg, Die Anfänge der Ostasiatischen Kunstgeschichte in Deutschland, in: L. Dittmann (Hrsg.), Kategorien und Methoden der deutschen Kunstgeschichte. 1900–1930, Stuttgart 1985, S. 185–207; W. McNeill, The Rise of the West. A History of the Human Community, Chicago 1963, S. 227, sieht die Beziehung zwischen chinesischer und babylonischer Astronomie mit ähnlicher Skepsis.

² A. F. Wright, Symbolism and Function. Reflections on Changan and other Great Cities, Journal of Asian Studies (24) 1965.

³ Recent Archaeological Discoveries in the People's Republic of China. The Institute of Archaeology. Academy of Social Sciences People's Republic of China, Paris 1984, S. 68.

⁴ Es ist von höchster Bedeutung, daß die Symbolik der Zahl 12 eine genauso wichtige Rolle bei der

sich ein kleineres ummauertes Grundstück, auf dem die Residenz des Herrschers stand. Die innere und äußere Einfriedung waren durch eine Harmonie ihrer Proportionen miteinander verbunden. Diese Residenz war eine Stadt innerhalb der Stadt, die schließlich als »die verbotene Stadt« bekannt wurde.⁵

Trotz einiger offensichtlicher Ähnlichkeiten zwischen den Grundrissen griechischer und römischer Städte und dem Plan einer chinesischen Stadt, bestehen zwischen ihnen grundsätzliche Unterschiede: »Die Einteilung einer Stadt in Blöcke war in den chinesischen Ritualregeln enthalten, und zumindest seit Anfang des zentralisierten Reiches 221 v. Chr. wurden die Städte auch so gebaut. Die Blockeinteilung chinesischer Städte sollte die soziale Kontrolle erleichtern: Sie wurden ummauert, um zu verhindern, daß die Einwohner ihre Blöcke verließen, besonders nachts: Sie wurden als Einheiten bei Volkszählungen und vom Staat für die Rekrutierung zum Militär- und Arbeitsdienst benützt.«⁶

Ch'ang-an war die wichtigste Hauptstadt in der frühen chinesischen Geschichte. Sie wurde im späten dritten Jahrhundert v. Chr. gebaut und während der Chou-Dynastie endgültig zur Hauptstadt bestimmt. Auch während der verschiedenen darauffolgenden Dynastien war sie noch für lange Zeit von Bedeutung. Die jüngsten Ausgrabungen enthüllten eine 6000 Meter lange Ostmauer, eine 7600 Meter lange Südmauer, eine 4900 Meter lange Westmauer und eine 7200 Meter lange Nordmauer: einen Gesamtmauerbau von mehr als 25 700 Meter. Es gab 12 Tore, je drei in jeder Mauer, mit jeweils drei Öffnungen.⁷ Die Fläche innerhalb der Stadt, die 36 Quadratkilometer betrug, wurde durch 8 Hauptstraßen geteilt, und von den Palästen, die mehr als die Hälfte der Gesamtfläche bedeckten, ist der Grundriß des Weiyang Palast heute noch sichtbar.

Wie die meisten chinesischen Hauptstädte seither, wurde die Stadt Ch'ang-an von der Vorstellung bestimmt, daß der Herrscher auf eine Weise untergebracht werden müsse, die ihm die Ausführung seines himmlischen Mandats erlaubte. Dementsprechend hießen die frühen Könige »Söhne des Himmels«: »Sie waren die letzten Patriarchen, die Gründer der chinesischen Nationen der Vergangenheit. In den überlieferten Fragmenten alter Literatur erscheinen sie als Nachkommen aus der Vereinigung irdischer Mütter mit himmlischen Göttern, deren Macht sich im Donner zeigte, deren Herrlichkeit sich in der Sonne widerspiegelte und deren Gnade sich im fruchtbaren Regen offenbarte.«⁸

Diese Symbolik der Vereinigung zwischen Himmel und Erde weist eine erstaunli-

Gründung Babylons und Jerusalems spielt. Vgl. U. Kultermann, *Visible Cities – Invisible Cities*, St. Louis, 1988.

⁵ M. L. Gothein, Die Stadtanlage von Peking, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte (7) 1930; N. Shatzman Steinhardt, The Plan of Khubilai Khan's Imperial City, in: *Artibus Asiae* (44) 1983.

⁶ A. F. Wright (s. A 2), S. 671.

⁷ Recent Archaeological Discoveries (s. A 3), S. 69.

⁸ Edward Schafer and the editors of Time-Life Books, in: *Ancient China*, NY 1967, S. 79; R. L. Thorp, *Son of Heaven*. Imperial Arts of China, Seattle 1988.

che Ähnlichkeit mit dem alten babylonischen Glauben auf, wonach ein männlicher Gott eine Frau besuchte, die in einem Bett oben auf dem Gipfel des Ziggurat schlief, wie Herodot es überliefert hat. Man kann nicht davon ausgehen, daß in frühen Zeiten religiöse Glaubensinhalte von Mesopotamien nach China oder von China nach Mesopotamien wanderten. Wahrscheinlicher ist es, daß sich in den frühen Stadien der menschlichen Zivilisation ein Glaube entwickelte, der sich in Ritualen manifestierte, die auf der Vereinigung von Himmel und Erde beruhten. Dies gilt nicht nur für China, sondern auch für das vorkolumbianische Amerika und für Afrika.⁹

Wie in Mesopotamien so waren auch in China die frühesten Mythen der Religion und der religiösen Herrschaft mit dem Begriff des Berges verknüpft. Eine der ältesten chinesischen Legenden, Jao, verkörperte einen sich über den Wassern auftürmenden Berg, der manchmal auch mit der Sonne identifiziert wurde. Aus diesem bis zum Himmel bzw. bis zu Gott reichenden Berg entstanden Jaos Nachfolger Shun und Yue. Wiederum vergleichbar mit der westlichen Schöpfungsgeschichte erklärte die chinesische Mythologie den Aufstieg des Menschen in einer von den Göttern geschaffenen Umwelt: »Als die weiten Wasser bis zum Himmel anstiegen und Schlangen und Drachen ihr Unwesen trieben, wurde Yue von Yao geschickt, um die Wasser zu beherrschen und die Schlangen und Drachen zu vertreiben. Die Wasser wurden beherrscht und flossen nach Osten. Die Schlangen und Drachen stürzten an ihre Plätze zurück.«¹⁰

Obwohl diese legendären Ereignisse um 2000 vor Christus stattgefunden haben sollen, gibt es keine archäologische Hinweise auf irgendwelche realen Vorgänge. In alten literarischen Quellen wird Yue als Sohn Gottes beschrieben, der von einer Jungfrau geboren wurde, nachdem diese den in Pflanzensamen versteckten Samen des Himmelsgottes gegessen hatte. Yue der Große ist auch der Ursprung des Begriffs der Neun Länder, der später in dem sogenannten Lo-Dokument erschien. Yue soll in der Form eines in neun Teile geteilten Quadrats auf dem Rücken einer Schildkröte erschienen sein.¹¹ Dadurch war der Übergang von der himmlischen zur irdischen Herrschaft begründet, der symbolische Kern für alle späteren chinesischen Herrscher.

Durch ihre himmlische Herkunft hatten die Könige die schamanistische Funktion, das Ackerland mit Wasser zu versorgen. Sie waren die Quelle der Fruchtbarkeit des Landes. Viele der frühen Ritualgefäße aus Bronze dürften für Zeremonien benützt worden sein, in denen der Herrscher als Schamane auftrat. Von Anfang an war der Herrscher ein Vermittler zwischen Himmel und Erde, und seine irdische Stadt wie auch sein Palast müssen aus dieser Perspektive gesehen werden.

Der Herrscher, der am meisten zur Formation der Stadt Ch'ang-an wie auch zur

⁹ L. Frobenius, *Und Afrika sprach*, 3 Bände, Berlin 1912–1913; *ders.*, *The Voice of Afrika*, 2 Bände, New York 1968; vgl. auch U. Kultermann (s. A 4), S. 6.

¹⁰ Zitiert nach E. Schafer (s. A 8), S. 80.

¹¹ Ebda., S. 102.

Konsolidierung des chinesischen Reiches beitrug, war Ch'in Shih Huang-ti. Ihm hat man die Verbindung der früher bestehenden Mauersysteme zu verdanken, die das Land gegen Angriffe aus dem Norden schützen sollten. Heute reicht diese 1400 Meilen lange Mauer, die Große Mauer genannt, von der Provinz Kansu bis zur Halbinsel Liaotung. Nachdem diese riesige Außenmauer das ganze Land schützte, wurden die Schutzmauern zwischen den verschiedenen Staaten abgerissen und die Bevölkerung entwarfnet: »...indem der Waffenbesitz verboten wurde, die Waffen eingesammelt und das daraus gewonnene Metall in zwölf riesige Statuen gegossen wurde, von denen jede angeblich 240000 chinesische Pfund wog.«¹²

Der Gründer der mächtigen Ch'in Dynastie, Shih Huang-ti, hatte die frühere Chou Dynastie erobert und trat um 221 v. Chr. als ein Herrscher neuer Art hervor. Er vereinigte die verschiedenen Teile Chinas unter einem Herrscher und wurde der Gründer des chinesischen Reichs, einem zentralisierten und militarisierten bürokratischen System. Mit großem Organisationstalent teilte er das Land in Provinzen und Präfekturen ein. Sie wurden von Zivil- und Militärbeamten regiert, denen der Herrscher seine Autorität übertrug. Das Schrift- und das Rechtssystem wurde im ganzen Reich vereinheitlicht.¹³

Die Persönlichkeit des Shih Huang-ti hat Historiker über Jahrhunderte fasziniert. Eleanor von Erdberg Consten schrieb: »Er hinterließ seinem Nachfolger eine unerbittlich funktionierende Verwaltungsmaschine, ein schlagkräftiges Heer, eine Schutzmauer, die der ganzen Nordgrenze des Reiches entlang die von den einzelnen Grenzstaaten nach Bedarf errichteten Wälle gegen die Reiterhorden der Nomaden verband – Vorform der im 15. Jahrhundert n. Chr. erbauten Großen Mauer. Er hinterließ ihm aber nicht einen ausreichenden Stab von gebildeten Beamten, keine zuverlässigen Generäle und keine zufriedenen Untertanen. Er hinterließ dem Reich auch keinen würdigen Erben.«¹⁴

Shih-Huang-ti's wichtigste Gründung war die Hauptstadt Ch'ang-an im Westen des Reiches, die Modellcharakter für zahlreiche Hauptstädte in China und Japan haben sollte wie zum Beispiel Nara und Kyoto. Sie diente auch als Vorbild für die neue Hauptstadt Beijing. In dem Maße wie der Ruhm Beijings wuchs, geriet Ch'ang-an in Vergessenheit.

Um chinesische Städte im allgemeinen verstehen zu können, muß man zu den Ursprüngen von Ch'ang-an zurückgehen. Schon der Standort dieser Stadt hatte seine eigene Geschichte: »...sowohl Ch'ang-an wie auch Beijing wurden an oder in der Nähe von Stellen gebaut, deren Geschichte lange vor ihren jeweiligen Höhepunkt zurück-

¹² B. Smith / W. Weng, China. A History in Art, New York 1973, S. 58, 213f. F. Michael, China Through the Ages. A History of a Civilization, London 1986, S. 62.

¹³ E. von Erdberg-Consten, Das alte China, Stuttgart 1958; P. C. Swan, Chinese Monumental Art, London 1963, S. 53.

¹⁴ E. von Erdberg-Consten (s. A 13), S. 113.

reichte. Das Dorf Bangro hatte etwa 4000 v. Chr. in der Nähe von Ch'ang-an (heute Xi'an) gestanden. Den gleichen Standort hatten die Hauptstädte der Qin (221 bis 206 v. Chr.) und der Westlichen Han (200 v. Chr. bis 8 n. Chr.) und eine weniger wichtige Stadt in der Zeit zwischen dem Fall der Westlichen Han und dem Aufstieg der Sui (589–618).¹⁵

In seiner kenntnisreichen Studie über Ch'ang-an geht Michael Loewe von einer Bevölkerung von 246200 Personen innerhalb der Stadtmauer aus. Das heißt Ch'ang-an war damals nicht nur die größte Stadt Chinas, sondern der ganzen Welt. Vom Jahre 202 v. Chr. an diente sie als Westhauptstadt bis sie im Jahre 8 n. Chr. von der Osthauptstadt Lo-jang abgelöst wurde. Daß einige Quellen noch höhere Bevölkerungszahlen vorweisen, läßt sich dadurch erklären, daß unterschiedlich gezählt wurde und die Bevölkerung in den Stadtteilen außerhalb der Mauern mitgerechnet wurde.¹⁶

Unter Berücksichtigung der alten Prinzipien von Yin und Yang und des Systems von Himmel und Erde war die Stadt so nach Süden ausgerichtet, daß der Kaiser von seinem Thron aus auf die Domäne des Yang, die höchste Position der Sonne im Himmel, schaute.¹⁷ Die Stadt in ihrer symbolischen Essenz war nichts weiteres als eine verkleinerte Kopie der Totalität des Kosmos; das gleiche gilt in aufeinander abgestimmten Folgen für den Palast, den Tempel, das Haus und den Garten. Alle irdischen Schöpfungen mußten nach der Geometrie des Weltalls geschaffen werden. Als Arthur F. Wright sich auf eine Studie von Sylvia Thrupp bezog, in der diesen Beziehungen nachgegangen wurde, verwendete er den von Mircea Eliade geprägten Begriff des »Kosmizierens« von Städten.¹⁸

Den Kern aller Formen des chinesischen Denkens, ob buddhistisch, taoistisch oder konfuzianisch, bildeten die kosmischen Harmonien. Ihr Einfluß spielte eine entscheidende Rolle bei der Planung und Errichtung einer Stadt: »Es war allgemein akzeptiert, daß dieses große Bild des Universums auf ein symbolisches Muster oder eine Nachahmung in Miniatur reduziert und in den Entwurf eines Heiligtums, die Struktur eines Palastes, den Plan einer Stadt oder in die Anlage eines Gartens aufgenommen werden konnte. Darin konnten die Menschen im alten China dann mit einer gewissen Genauigkeit die Muster der natürlichen Ordnung erkennen, die die Darsteller auf der großen Bühne des Kosmos lenkten. Sie entnahmen daraus sozusagen die Hin-

¹⁵ N. Shatzman Steinhardt, Why were Ch'ang-an and Beijing so Different?, in: Journal of the Society of Architectural Historians (45) 1986, S. 340.

¹⁶ M. Loewe, Everyday life in Early Imperial China During the Han Period, London / New York 1968.

¹⁷ Ebda., S. 130.

¹⁸ S. Thrupp, The City as the Idea of Social Order, in: Handlin / Burchard (Hrsg.), The Historian and the City, Cambridge, MA 1963.

weise auf die Lage der Bühneneingänge und Requisiten und auf die Wege, die eingeschlagen werden mußten, um ihnen weise zu folgen.«¹⁹

Eine der grundsätzlichen Voraussetzungen dieses Prozesses war die Vorstellung von der Totalität des Kosmos als einer Einheit, zu der Himmel und Erde als Teile gehörten. Nur in der Gesamtheit war die Realität erkennbar, die Art und Weise ihrer Entstehung war nebensächlich.²⁰ Damals wie heute lag der Schwerpunkt auf den direkten Beziehungen innerhalb der Totalität der kosmischen Welt und den Möglichkeiten und Pflichten der Menschen gegenüber diesem himmlischen Vorbild. Eines der Vorbilder für diese Beziehung war die »leuchtende Halle«, die heilige Halle der Chou Könige, später das Modell für verehrte Strukturen in Palästen und Städten. Der Grund für die zentrale Rolle, die die »Leuchtende Halle« in späteren Entwicklungen spielte, lag in dem Glauben, daß der Kosmos sich in der Geometrie manifestierte.

Archäologische Forschungen haben weder Form noch Dimensionen der »Leuchtende Halle« der Chou Könige je feststellen können. Es ist jedoch bekannt, daß die »Neun Häuser«, die mit diesem Gebäude zusammenhängen, als eines der magischen Zahlensymbole erhalten blieb, die das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, die erste Ansiedlung der Menschen auf Erden mit dem Raum und der Zeit ihrer Erfahrung auf Erden in direkte Verbindung miteinander brachte. Dieses Modell für eine perfekte Welt verbindet für die Chinesen mystische Legenden mit praktischen und rationalen Bauweisen.

Das kosmische Modell der »Neun Häuser« wird in den neun Zahlen erfaßt,

4	9	2
3	5	7
8	1	6

die in allen möglichen Kombinationen die Summe 15 ergeben. Schriftsteller aus der Sung Zeit weisen auf dieses System der Neun Häuser hin, das »... fünf in der Mitte (hat), neun auf dem Kopf trägt, auf die Eins tritt, drei links und sieben rechts hat, zwei und vier oben und sechs und acht unten.« Die Zahl 15 muß als der Zeitraum eines halben Monats gesehen werden, und die uralte kosmische Legende wird in vielen Feierlichkeiten widerspiegelt, die – wie die großen kaiserlichen Empfänge – am ersten und fünfzehnten des Monats abgehalten wurden.²¹

¹⁹ E. Schafer (s. A 8), S. 130.

²⁰ Es bestehen auch in China einige Schöpfungsmythen, deren Bedeutung jedoch sehr gering ist, besonders im Vergleich mit der zentralen Rolle, die der Schöpfer der Welt in der jüdischen und christlichen Religion spielt.

²¹ Zitiert nach A. Waley, Introduction to the Analects of Confucius, New York 1938, S. 49. Auch im chinesischen Garten ist dieses zentrale Symbol der Welt vielfach angewandt. Vgl. A. Rolf, Die chinesische Kultur, in: F. R. Schreck (Hrsg.), Volksrepublik China, Köln 1988, S. 142.

Edward Schafer äußerte sich zu der Bedeutung der neun Reiche zur Zeit des klassischen Mythos folgendermaßen: »Es wird erzählt, daß auf himmlischen Befehl ein magischer Plan der Erde aus einem Nebenfluß des Gelben Flußes erschien, dem Lo Fluß, an dem die Alte Hauptstadt Lo-yang stand. Dieser mystische Plan, das sogenannte Lo-Document, soll auf dem Rückenpanzer einer Schildkröte in der Form eines in neun Teilen geteilten Quadrats erschienen sein. Jedes Quadrat hatte eine Zahl, und die Summe von jeder Reihe dieses magischen Quadrats ergab die Zahl 15.«²²

Autoren des ersten Jahrhunderts waren sich der inhärenten kosmologischen Symbolik der Stadt Ch'ang-an bewußt. In einem Gedicht erwähnte der Historiker Pan Ku die kosmischen Beziehungen der Stadt:

*Ihr Form und ihr Bild entsprachen
Himmel und Erde,
Ihre Kett- und Schußfäden entsprachen
Yin und Yang.*²³

Im gleichen Jahrhundert schrieb der Astronom Chang Heng folgendes über die Stadt Ch'ang-an und ihre kosmischen Beziehungen: »Bei diesem Vorhaben berücksichtigte er die Geister des Himmels und der Erde, um den Standort der Himmlischen Stadt entsprechend bestimmen zu können.«²⁴ Der Begriff »Himmlische Stadt« wird nicht nur des öfteren in der alten chinesischen Literatur verwendet, sondern auch häufig in der Symbolik der westlichen Städte wie Babylon und Jerusalem und in der christlichen Kirche allgemein. Im Westen wird die direkte Beziehung zwischen einem himmlischen Modell und seiner irdischen Kopie als Beziehung zwischen Himmel und Erde schlechthin gesehen, die offensichtlich eine der Grundlagen aller Religionen der Welt bildet.

Die Geschichte der Stadt Ch'ang-an war eine Jahrhunderte währende Geschichte von Zerstörung und Wiederaufbau. Während der Han Periode (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.) blühte die Stadt wieder zu einem Zentrum der Welt auf und häufte enorme Reichtümer an. »Wohlhabende Familien wohnten in mehrstöckigen Häusern mit sich kreuzenden Balken und Sparren, die an allen sichtbaren Flächen prächtig geschnitzt und verziert waren. Die Treppen und Trennwände waren gegipst oder gestrichen. An Stelle der einfachen Felle oder Grasmatten, auf denen sich ihre genügsamen Vorfahren ausgeruht hatten, bedeckten diese Familien ihre Böden mit bestickten Kissen, Wollteppichen oder Binsenmatten, alles sorgfältig fein gemacht. Sogar die bürgerlichen Familien konnten es sich leisten, sich auf Decken aus Wildschweinfell oder auf glattem Filz aus dem Norden zu entspannen. In den Innenräumen des Hauses waren die Betten mit Zubehör aus feinem Holz sorgfältig eingerichtet; feine Stickereien dien-

²² E. Schafer (s. A 8), S. 102.

²³ Ebda., S. 106.

²⁴ Ebda., S. 106.

ten als Vorhänge und überlappende Schirmwände wurden aufgestellt, um die Privatsphäre zu sichern.²⁵

Nach der Han Periode verfiel die Hauptstadt Ch'ang-an, hauptsächlich aufgrund von Überfällen aus dem Norden. Bis sie wieder aufgebaut wurde und ihren früheren Glanz zurückgewann, dauerte es Jahrhunderte. Im Jahre 654 geschah etwas Erstaunliches, für das es in der gesamten Stadtgeschichte kaum Parallelen gibt: »Im Herbst 654 stellte die Baubehörde 41000 Arbeiter aus der Gegend um die Hauptstadt ein, um die 22 Meilen der äußeren Stadtmauer wiederaufzubauen und Wachtürme auf allen neun Haupttoren zu errichten.«²⁶ Diese Arbeit, die innerhalb von 30 Tagen fertiggestellt wurde, dient als Beweis für damals zur Verfügung stehende handwerkliche Fähigkeiten und Organisationskapazitäten.

Geschwindigkeit beim Bauen und Flexibilität in der Nutzung gehörten zu den Hauptmerkmalen der damaligen chinesischen Architektur. Nach den Berichten von alten Chroniken gab es ein häufiges »recycling« von Gebäuden. So wurden zum Beispiel Tempel und Ahnenhallen in Wohnhäuser umgewandelt. Außerdem wurden Baumaterialien wie Holzdachziegel von alten Gebäuden genommen und für neue Gebäude wiederverwendet.²⁷

Während der T'ang Dynastie wurde die Stadt wieder zum Zentrum des Reichs, und Edwin O. Reischauer kam zu folgendem Schluß: »Während der T'ang Dynastie war Ch'ang-an der Sitz eines Reichs, das in Bezug auf geographische Ausdehnung und Bevölkerungsgröße vielleicht das Größte war, das die Welt bis dahin gesehen hatte.«²⁸ Peter Hopkirk nannte Ch'ang-an »das Rom von Asien«: »Seine Hauptstadt Ch'ang-an, das Rom von Asien und Ausgangspunkt für Reisende entlang der Seidenstraße, war eine der herrlichsten und am meisten kosmopolitischen Städte der Welt. Im Jahre 742 betrug seine Bevölkerung nahezu 2 Millionen Menschen (nach der Volkszählung von 754); China hatte eine Bevölkerung von 52 Millionen und etwa 25 Städte mit mehr als einer halben Million Einwohner.«²⁹

Ch'ang-an war der wichtigste Ort für die Beziehungen zwischen China und den anderen Teilen der Welt: »So war Ch'ang-an zu seiner Blütezeit der Mittelpunkt von zwei sich ergänzenden Kommunikationssystemen, die es der Hauptstadt erlaubten, ihre Macht in den Provinzen auszuüben und die Steuern und Tribute aus dem Reich einzuziehen. Darüberhinaus strahlten diese beiden Systeme bis zu den Endpunkten der Schiffs- und Karawanenstraßen aus, die China mit dem Rest der Welt verban-

²⁵ M. Loewe, *Everyday Life in Early Imperial China. During the Han Period*, London / New York 1968, S. 138 f.

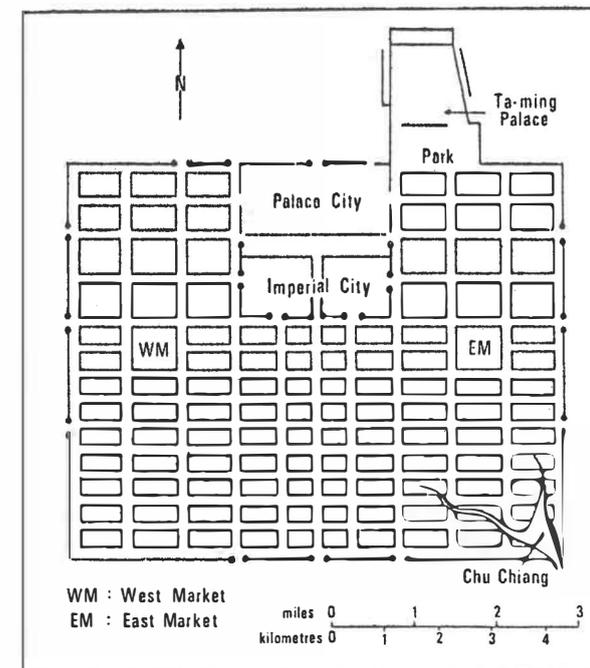
²⁶ A. F. Wright (s. A 2), S. 677.

²⁷ Ebda., S. 677.

²⁸ E. O. Reischauer, *Ennin's Travels in Tang China*, New York 1955, S. 276 f.

²⁹ P. Hopkirk, *Foreign Devils on the Silk Road*, London 1980, S. 28.

den.³⁰ Während des goldenen Zeitalters des Kaisers Li Lung-chi beschrieben Besucher von allen Teilen der Welt die Größe dieser Stadt, unter ihnen Türken, Tibetaner, Sogden, Araber und Perser, die in Ch'ang-an lebten: »Es gab viele herrliche private wie auch öffentliche Gebäude. Dazu zählten die Wohnhäuser des großen Adels, die unvorstellbar groß und extravagant ausgestattet waren. Einmal waren in der Stadt gleichzeitig 66 herrliche buddhistische Tempel, 27 buddhistische Nonnenklöster, 10 taoistische Klöster und 6 taoistische Nonnenklöster, 4 zoroastriische Tempel (vorwiegend für die Benutzung der persischen Gemeinde), ein manichäischer Tempel und eine nestorianische christliche Kirche.«³¹



Ch'ang-an während der T'ang-Dynastie, vgl. *Yi-Fu Tuan*, *China*, Chicago 1969, S. 107.

Nancy Shatzman Steinhardt verglich die Tang Hauptstadt Ch'ang-an mit der späteren Hauptstadt Dadu, die dann unter dem Namen Beijing (Peking) bekannt wurde: »Zu Tang Zeiten war Ch'ang-an wie Dadu von einer viereckigen Außenmauer von 36,7 Kilometer Länge (9721 Meter in ostwestlicher und 8651,7 Meter in nordsüdlicher Richtung) umgeben.«

³⁰ A. F. Wright, *Changan*, in: A. Toynbee (Hrsg.), *Cities of Destiny*, New York 1967, S. 144.

³¹ E. Schafer (s. A 8), S. 107.

cher Richtung) umgeben. Den Mittelpunkt der Stadt bildete eine klar definierte Nord-Süd Achse, die von der Mitte der südlichen bis zur Mitte der nördlichen Stadtmauer führte. Die ganze Stadt war durch nord-südlich und ost-westlich verlaufende Hauptstraßen unterteilt. Diese wurden ihrerseits wieder von einem System kleinerer Parallelstraßen durchzogen, die die Grenzen von einhundertzehn ummauerten Bezirken, den sogenannten »fang«, bildeten. Das waren mehr als doppelt so viel wie in Dadu.«³²

Ein faszinierender Bericht ist in den Tagebüchern Ennins enthalten, der im 9. Jahrhundert verschiedene Teile Chinas bereiste. Im Jahr 841 besuchte er auch Ch'ang-an, wo er den Zeremonien des kaiserlichen Hofes beiwohnte. Sie bestanden aus einer Kombination buddhistischer und taoistischer Rituale. Seinem Bericht zufolge wurde der Kaiser von 200 000 Wächtern und Soldaten bis zum Altar des Himmels begleitet, der sich, wie auch später in Beijing, im südlichen Teil der Stadt befand.³³

Eine kaiserliche Audienz wird auch von dem Dichter Po Chue-i geschildert, der die Unannehmlichkeiten beim Erreichen des Palasts beschrieb: »In Ch'ang-an – fast ein halber Meter Schnee; Aufstehen beim Sonnenaufgang – um dem Kaiser die Reverenz zu erweisen. Nachdem ich den Vorort Hsin-Ch'ang verlassen hatte, und gerade als ich mich dem Tor der Silbernen Terrasse näherte, rutschte mein Pferd auf dem hohen Damm aus; mitten in der Reise ging meine Laterne plötzlich aus. Zehn Wegstunden zu Pferde, immer in Richtung Norden; der kalte Wind blies mir fast die Ohren ab. Vor den Fünf Toren wartete ich auf das Läuten; innerhalb der Dreifachen Halle wartete ich auf den Befehl. Mein Haar und mein Bart waren gefroren und mit Eiszapfen bedeckt; mein Mantel und mein Umhang – kalt wie Wasser...«³⁴

Während seiner langen Geschichte war Ch'ang-an mehr als nur die Hauptstadt und das wichtigste Handelszentrum mit Verbindungen zur Außenwelt. Es war auch eine Stadt mit religiöser Bedeutung. Es war der Sitz der göttlichen Herrscher, es war der Ort an dem die »Leuchtende Halle« auf einem Berg wiederaufgebaut wurde, der den Namen »Ebene des Drachenkopfs« trug. Außerdem war es ein Wallfahrtszentrum. Die »Leuchtende Halle« war »...wie ein Paradies auf dem Gipfel eines heiligen Berges.«³⁵

Edward Schafer wies ferner auf die Wanderung der menschlichen Seelen zu dem Götterberg als einem alten Thema der chinesischen Literatur hin und zitierte dabei den Philosophen Wang Ch'ung, der sagte: »Den Götterkönig im Traum zu sehen, ist in Wirklichkeit der Aufstieg der Seele in den Himmel; der Aufstieg in den Himmel ist wie der Aufstieg auf einen Berg.«³⁶ Ch'ang-an und ihr rituelles Zentrum, die »Leuch-

³² N. Shatzman Steinhardt, The Plan of Khubilai Khan's Imperial city, in: *Artibus Asiae* XLVI, 1983, S. 149.

³³ E. O. Reischauer (s. A 28), S. 134–135.

³⁴ Zitiert nach A. F. Wright (s. A 30), S. 148.

³⁵ E. Schafer (s. A 8), S. 108.

³⁶ Ebda, S. 108.

tende Halle«, kann als die Vereinigung von Himmel und Erde und als das mystische Modell des menschlichen Lebens im allgemeinen aufgefaßt werden. Dadurch übertraf die Bedeutung urbaner Lebensformen in ihrer chinesischen Ausprägung die unmittelbaren Auswirkungen städtischer Kultur auf das Leben und das Weltbild der Menschen in anderen Teilen der Welt.

Daß Ch'ang-an und ihr mystisches Zentrum, die »Leuchtende Halle«, wirklich existierte, ist schon lange in Vergessenheit geraten. Die wenigen Überreste können kaum etwas über ihre frühere Bedeutung und Wichtigkeit aussagen. Als die T'ang Dynastie am Anfang des 10. Jahrhunderts endete und die Hauptstadt nach Loyang versetzt wurde, wurde Ch'ang-an ein weiteres Mal aufgegeben. Zeitgenössische Dichter wie Wei Chuang erinnerten sich jedoch des alten Glanzes. In einem Gedicht blickt er melancholisch auf die großen Zeiten von Ch'ang-an zurück: »Sie füllen meine Augen – Mauern und Türen, mit Frühlingskräutern dicht bewachsen. Verletzte Zeiten! Verletzte Geschäfte! Und noch mehr – verletzte Herzen! Wo sind sie nun – die Räder der Wagen und die Geschirre der Pferde? Nirgends sind sie zu finden bei den zwölf Toren aus Jade.«³⁷

Wie andere verlassene Städte der Erde, die ehemals Weltzentrum waren, lebt Ch'ang-an von der Erinnerung an seinen früheren Glanz. Nichtsdestotrotz lebt aber ihr Plan und seine himmlische Verbindung in den neugegründeten Hauptstädten Chinas und Japans fort. Beijing wurde mit dem Bild Ch'ang-ans vor Augen gebaut und folgt dem sorgfältig zusammengestellten Plan des Universalmodells der Neun Häuser. Wie Ch'ang-an ist auch Beijing eine Nachahmung des Universums in Miniatur, die sichtbare Darstellung des Unsichtbaren.³⁸ Die Grundrisse der japanischen Hauptstädte wie zum Beispiel Nara und Kyoto sind durch ihre bedeutungsvolle Beziehung zwischen Himmel und Erde ebenfalls eng mit Ch'ang-an verbunden. Der Geist der »Himmlischen Stadt« Ch'ang-an lebt in diesen Städten weiter.

Als Langdon Warner die Stadt 1924 besuchte, fand er kaum mehr als blasse Erinnerungen in einer städtischen Umgebung, die die großen Schätze aus der Zeit des ersten chinesischen Kaisers Shih-Huang-ti noch nicht enthüllt hatten: »Dies war schließlich die Stadt, die im goldenen Zeitalter der Tang Tribute von Korea und Persien und dem kleinen Cuchus, von dem byzantinischen Hof und von den Ländern im Norden und Westen erhielt. Es war ein Kommen und Gehen aus Tibet und dem Pandschab, und die Skythen brachten das Wenige, an das sie sich von den kurzen Feldzügen unter griechischem Kommando her noch erinnern konnten...«³⁹

Im Vergleich zu seiner glorreichen Vergangenheit, besitzt das heutige Ch'ang-an

³⁷ Ebda.

³⁸ Die offensichtlichen Unterschiede zwischen Ch'ang-an und Beijing wurden sorgfältig herausgearbeitet von N. Shatzman Steinhardt (s. A 15). Vgl. auch den früheren Aufsatz von 1983 (s. A 32), bes. S. 149–151.

³⁹ L. Warner, *The Long Old Road in China*, London 1927, S. 48.

nur noch einen Schatten seiner früheren Größe. Langdon Warner erinnert sich weiter: »Was für ein Hof muß in Sian gewesen sein, als die ausländischen Gesandten vor den Stadtmauern kampierten und die Köche sich im Palast plagten, um die edlen Gäste und ihre Begleiter zu bewirten! Der kaiserliche Hofdichter, der jeden adeligen Gast besingen mußte, hatte Glück, daß die Regeln der Dichtkunst seinen Versen nur so wenige Silben erlaubten.«⁴⁰ Im Jahre 1924 beschrieb der Reisende die Stadt Xi'an wie folgt: »Anstatt eines kaiserlichen Banketts aßen wir mit den Daumen im schmutzigen Gasthaus. Anstatt herrlicher Umzüge des Hofadels und der stolzen Prediger huschte eine Doppelreihe gelber Uniformen die gepflasterte Hauptstraße entlang, mit drei gefesselten Gefangenen in ihrer Gewalt.«⁴¹

Dennoch bleibt Ch'ang-an eine der wichtigsten Städte, die die Welt bisher gesehen hat. Ihre Bedeutung und ihr fortdauernder Einfluß, ihre modellhafte Vereinigung von Himmel und Erde, machen sie zu einem der Höhepunkte der Stadtgeschichte überhaupt. Ch'ang-an ist ein Beispiel für ein städtisches Kunstwerk, in dem das Praktische und das Alltägliche mit dem Geistigen und Symbolischen, das Sichtbare mit dem Unsichtbaren zu einer unzertrennbaren Einheit verschmolzen sind. Vielleicht könnte diese Einheit aus scheinbaren Widersprüchen sogar dem heutigen und zukünftigen Urbanismus als Lektion dienen.

⁴⁰ Ebda.

⁴¹ Ebda., S. 50.

Andreas Gestrich

Alltag im pietistischen Dorf

Bürgerliche Religiosität in ländlicher Lebenswelt

Die europäischen Städte der frühen Neuzeit waren die Wiege der modernen westlich-kapitalistischen Wirtschaftsverfassung. Sie waren dies, folgt man Max Weber, nicht zuletzt aufgrund einer besondere »Wahlverwandtschaft« zwischen den städtisch-bürgerlichen Mittelschichten jener Zeit und einer neuen religiösen Leistungsethik. Diese Leistungsethik wurde nach Weber im 16. Jahrhundert vom Calvinismus theologisch begründet. Im Luthertum dagegen traten Strömungen mit vergleichbarer Betonung der methodischen Lebensführung, der »innerweltlichen Askese« und eines religiösen »Virtuosentums« erst im ausgehenden 17. Jahrhundert im Rahmen der pietistischen Erneuerungsbewegung auf.¹

Auch dieser lutherische Pietismus hatte zunächst rein städtischen Charakter. Philipp Jakob Spener gründete seine collegia pietatis – seine besonderen Gebetskreise, die der ganzen Bewegung bald ihren Namen geben sollten – als Superintendent in Frankfurt. Er stillte damit ein religiöses Bedürfnis der bürgerlichen Oberschicht jener Stadt.² Auch in Württemberg blieb der frühe Pietismus des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts fast ausschließlich ein Phänomen des städtischen Bürgertums. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts, als im Zuge der Aufklärung der Einfluß des Pietismus auf das Bürgertum bereits wieder im Schwinden war, ergriff eine pietistische Erweckungsbewegung die ländliche Bevölkerung. Plötzlich bildeten sich allerorts auf den Dörfern pietistische Zirkel, Stunden, Konventikel, die teilweise bis heute ununterbrochen bestehen. Neben dem bürgerlichen entstand ein populärer Pietismus, eine »Religion des Volkes«.³

Im folgenden soll nicht nach den Ursachen dieses merkwürdigen Überspringens

¹ Vgl. dazu v. a. M. Weber, Die protestantische Ethik, Bd. I. Eine Aufsatzsammlung, hrsg. v. Johannes Winckelmann, 7. durchges. Aufl. Gütersloh 1984, S. 66 ff., 115 ff.

² Als knappe Überblicksdarstellung zum Pietismus vgl. v. a. J. Wallmann, Der Pietismus, in: B. Möller (Hrsg.), Die Kirche in ihrer Geschichte. Ein Handbuch, Bd. 4, Göttingen 1990. Zu Spener ebda., S. 36 ff.

³ Vgl. zum württembergischen Pietismus insgesamt H. Lehmann, Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg vom 17. bis 20. Jahrhundert, Stuttgart 1969; zum »Schichtwechsel« des württembergischen Pietismus am Ende des 18. Jahrhunderts ebda., S. 135 ff. (Lehmann spricht von »volkstümlichem« Pietismus, wir bevorzugen aus sprachlichen Gründen den Ausdruck »populärer Pietismus«); zum Pietismus als »Religion des Volkes« aus volkskundlicher Sicht M. Scharfe, Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus, Gütersloh 1980; zur Charakterisierung des populären Pietismus als Teil einer überkonfessionellen Erweckungsbewegung F. Kantzenbach, Die Erweckungsbewegung, Neuendettelsau 1957.

eines ursprünglich städtischen Phänomens auf das Land gefragt werden. Es geht vielmehr um die Auswirkungen dieses populären Pietismus auf das dörfliche Alltagsleben im deutschen Südwesten.⁴ Dabei soll der Blick auch nicht auf die Webersche Fragestellung der Leistungsethik und neuen Wirtschaftsgesinnung eingeengt werden. Es gilt vielmehr, die wichtigsten Veränderungen in der Struktur des dörflichen Alltags zu erfassen.

Der Begriff des Alltags spielt nicht nur in der neueren Geschichtswissenschaft, sondern auch in der Soziologie und Philosophie eine wichtige Rolle. Er bedeutet hier nicht nur den Ablauf des täglichen Lebens: der Arbeit, der Freizeit und Feste, der Liebe, der Krankheit usw. Mit Begriffen wie »Alltagshandeln« und »Alltagswissen« werden vielmehr die routinierten Verhaltensweisen bzw. die nicht hinterfragbaren, selbstverständlichen Wissensbestände, die unserem Denken und Handeln zugrundeliegen, bezeichnet. Sie sind eine Folge bestimmter zeit- und gesellschaftstypischer Wahrnehmungsweisen und bilden die Basis der Verständigungsmöglichkeit innerhalb einer Gesellschaft.⁵

Dieser Begriff des Alltagswissens liegt auch den folgenden Ausführungen zugrunde. Es wird zunächst gefragt, ob und in welcher Weise sich selbstverständliche Teile der bäuerlichen Weltsicht durch den Pietismus verändert haben. Danach soll gezeigt werden, wie sich diese veränderten Strukturen auf die Formen des Zusammenlebens innerhalb des Dorfes und der Familien auswirkten und damit die dörfliche Gesellschaft transformierten.

Grundlegende Kategorien der Wahrnehmung sind die Auffassung des Raumes und der Zeit. Man kann diesen aus sozialwissenschaftlicher Sicht noch die Wahrnehmung des Selbst, also die gesellschaftlich akzeptierte Auffassung von den »Konstruktionsprinzipien« der erwachsenen Persönlichkeit hinzufügen. In diesen drei Bereichen sollen im folgenden die Auswirkungen des Pietismus auf die traditionelle bäuerliche Weltsicht verfolgt werden.

⁴ Auch der populäre Pietismus war natürlich alles andere als eine einheitliche theologische Strömung. Er zerfiel in verschiedene, sich zum Teil auch heftig bekämpfende Gruppierungen. Insgesamt liegen die zentralen theologischen Grundpositionen jedoch so eng beieinander, daß es erlaubt scheint, im folgenden von »dem« populären Pietismus zu reden. Vgl. dazu auch demnächst meinen Aufsatz *A. Gestrich, Pietismus und Aberglaube. Zum Zusammenhang von populärem Pietismus und dem Ende der Hexenverfolgung im 18. Jahrhundert*, in: *D. Bauer / S. Lorenz* (Hrsg.), *Das Ende der Hexenverfolgung*, Köln/Wien 1993 (im Druck).

⁵ Für diesen Alltagsbegriff steht in der Soziologie v. a. *A. Schütz*, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Frankfurt 1974; vgl. dazu auch *W. Sprondel / R. Grathoff* (Hrsg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*, Stuttgart 1979. Wichtig zur Alltagstheorie auch *N. Elias*, *Zum Begriff des Alltags*, in: *K. Hammerich / M. Klein* (Hrsg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags*, Opladen 1978, S. 22–29 sowie *A. Lütke* (Hrsg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt / New York 1989.

1. Veränderungen in der Zeitwahrnehmung

Im bäuerlichen Alltag spielten bis ins 19. Jahrhundert hinein die abstrakten Einheiten von Minuten oder Stunden nur eine untergeordnete Rolle. Der Tageslauf war nur wenig durch die präzise Zeit der Uhren strukturiert. Man orientierte sich am Sonnenstand, an den Bedürfnissen der Tiere, an den Jahreszeiten. Individueller Uhrenbesitz war noch am Beginn dieses Jahrhunderts in den Dörfern selten. Die Dorfglocken verkündeten Anfang und Ende der gemeinsamen Arbeitszeit nicht nach einem festgelegten Stundenplan, sondern nach dem Aufgang der Sonne bzw. dem Einbruch der Dunkelheit. Noch immer beherrschte man die Natur nicht, sondern unterwarf sich ihr und ihrem Rhythmus.⁶

Was für den Tageslauf galt, galt auch für die eigene Lebenszeit. Die Menschen der traditionellen Gesellschaft des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa orientierten ihren Lebenslauf kaum an der chronologischen Lebenszeit. Ihr genaues Geburtsdatum kannten nur wenige Menschen.⁷ Die Übergänge im Lebenslauf waren nicht am Lebensalter orientiert, sondern an sozialen Ereignissen wie Schulentlassung, Konfirmation oder Heirat. Ein Lebensalter von 18, 21 oder 25 Jahren machte einen Menschen keineswegs automatisch zum erwachsenen Bürger einer Gemeinde mit allen Rechten, sondern erst die Heirat und die Gründung eines eigenen Haushalts. Seinen sinnenfälligen Ausdruck fand dies in der Sitte, daß die alten Junggesellen in den Kirchen meist bei den »Ledigen«, also bei der Jugend des Ortes, zu sitzen hatten, und nicht bei den verheirateten Männern.⁸ In gewisser Weise war selbst die letzte »Statuspassage«, war auch noch der Tod ein solches soziales Ereignis: In der traditionellen Gesellschaft starb man meist öffentlich und in bestimmt vorgeschriebenen Formen.⁹

Aber nicht nur die Unterteilung der Lebensstufen war an soziale Ereignisse gebunden, sondern das ganze Leben war eingebettet in den größeren Zusammenhang der Kontinuität der Familie. Man blickte weniger auf die eigene Lebenszeit, sondern dachte an den Fortbestand der Familie und des Hofes – sofern man einen hatte. Den

⁶ Vgl. *A. Gurjewitsch*, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, München 1986, S. 111; zum dörflichen Bereich Württembergs *A. Gestrich*, *Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs 1800–1920*, Göttingen 1986, S. 33 ff.

⁷ Vgl. *A. E. Imhof*, *Unsere Lebensuhr – Phasenverschiebungen im Verlaufe der Neuzeit*, in: *P. Borscheid / H. J. Teuteberg* (Hrsg.), *Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*, Münster 1983, S. 170–199.

⁸ So wurde z. B. in dem Ort Walddorf bei Tübingen erst am 6. Juni 1838 beschlossen, daß in Zukunft in der Kirche, die »ledige Pursche u. Mädchen, welche 30 Jahre zurückgelegt haben, nicht mehr in die Stühle der ledigen Pursche u. Mädchen, sondern zu den Männern und Weibern stehen sollen«. (Pfarrarchiv Walddorf, Kirchenkonventsprotokoll, Bd. 2, S. 124f.) Andere Rechte an den Gemeinudenutzungen (Holz, Allmende etc.) wurden den unverheirateten Erwachsenen dagegen noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vorenthalten.

⁹ Zur ars moriendi und dem »gezähmten Tod« des Mittelalters und der frühen Neuzeit vgl. v. a. *Ph. Ariès*, *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*, München 1981, S. 24 ff.

Hof, die Lebensgrundlage der zukünftigen Generationen, galt es in erster Linie zu sichern, das eigene Leben hatte vor dieser Aufgabe zurückzustehen.

Schließlich wurden irdisches und jenseitiges Leben nicht so streng geschieden. Der Tod bildete für die Menschen der traditionellen Gesellschaft keine so markante Zäsur, wie wir es heute empfinden. Das Leben ging gewissermaßen auf einer höheren Stufe weiter, und ein rechtschaffenes, ehrbares Leben auf dieser Welt begründete (auch für Protestanten) allemal eine gute Aussicht auf einen schönen Platz in jener Welt.¹⁰

Im Pietismus war das Verhältnis zur Zeit, vor allem zur eigenen Lebenszeit ganz anders. Hier stand das individuelle Leben radikal im Vordergrund. Durch die Konzentration des Pietisten auf die Errettung seiner Seele und aufgrund seiner Angst vor den Strafen im Jenseits gewann nicht nur die Art der Lebensführung (was Max Weber betonte), sondern auch die Wahrnehmung der Zeit eine neue Dimension. Wer – wie z. B. der asketische Pietismus Michael Hahnscher Prägung – lehrte, daß durch die Abtötung der Sünden hier der alte Adam abgestreift und das ewige Leben erarbeitet werden könne, für den wurde das Leben zu einer einmaligen Chance, für den war aber auch die Zeit diejenige Größe, die (falls man noch nicht aller Sünden ledig geworden ist) unerbittlich gegen einen arbeitete.¹¹ So heißt es bei Michael Hahn:

»Weil nun die Zeit zusammengeht,
In welcher man aufs Leben sät,
So laß mich, Herr, recht fleißig sein
Und desto stärker streuen ein.
Es sei mir wichtig jede Stund

Auf diese Art, aus diesem Grund.
Gib daß ich immer bet' und wach'
Und immer mich geschickter mach'! ...
Am letzten Tag schon fertig sein,
Ist kluger Seelen Sach allein.«¹²

Am letzten Tag alle Sünden abgelegt, den alten Adam ganz abgestreift und den Lichte Leib neuer Gottebenbildlichkeit angelegt zu haben, das ist nach Hahn das Ziel; denn, so heißt es im gleichen Lied: »ist dein Lichte Leib früh erwacht, so wird er nicht ins Feuer bracht.«¹³ Die pietistische Wahrnehmung der Zeit war von dieser Angst vor dem Tode, mit dem der eigene Einfluß auf das persönliche Schicksal endete, geprägt.

¹⁰ Vgl. A. E. Imhof (s. A 7), S. 195 ff. Vgl. auch die eindruckliche Schilderung der sterbenden Bauern in A. Solschenizyn, Krebsstation, Neuwied 1968, zit. n. Ph. Ariès (s. A 9), S. 24 f.: »Aber jetzt ... erinnerte er sich daran, wie diese Alten, ob Russen, Tartaren oder Wotjaken, daheim an der Kama gestorben waren. Sie hatten sich nicht aufgebaut, gewehrt, geprahlt, daß sie niemals sterben würden – sie alle hatten dem Tod ruhig entgegen gesehen. Aber nicht nur, daß sie sich nicht wehrten, sie bereiteten sich in aller Stille und bezeiten auf den Tod vor, bestimmten, wer die Stute, wer das Fohlen bekommen sollte. Und gingen dann, solcherart erleichtert, unbeschwert hinüber, so als würden sie nur in eine andere Hütte übersiedeln.«

¹¹ Zu dem schwäbischen Bauern-Pietisten Michael Hahn und seiner Theologie vgl. v. a. J. Trautwein, Die Theosophie Michael Hahns und ihre Quellen, Stuttgart 1969.

¹² J. M. Hahn, Sammlung auserlesener Geistlicher Gesänge zur Erbauung und Glaubensstärkung in manchen Erfahrungen, Proben und Anfechtungen des Christen. Zusammengetragen von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde, 8. Aufl. Stuttgart o. J., S. 366 f., Lied Nr. 245, Strophen 2, 3 und 13.

¹³ Ebda., Strophe 12.

Dazu kam die Vorstellung von der nahen Endzeit, dem »Ende der Zeiten«, das man nach den Berechnungen des pietistischen Theologen J. A. Bengel für den 18. Juni 1836 erwartete. Man konnte die Zeit bis dahin nach Tagen und Stunden zählen – und tat dies auch.¹⁴

Durch die andere, individualisierte Auffassung vom Tod und vom Seelenheil und durch die verstärkte eschatologische Furcht, die sich nun an ganz exakt fixierten chronologischen Daten orientierte, kam in die Zeitwahrnehmung der pietistischen Dorfbewohner ein neuer, abstrakter und chronologischer Zug. Sehr anschaulich wird dieser Zusammenhang von Sündenbewußtsein, Todesangst und chronologischem Zeitbewußtsein in einem Geburtstagsbrief, den der Sohn Johann Albrecht Bengels, der Tübinger Dekan Ernst Bengel, im Jahre 1774 an seinen sechsjährigen Sohn schrieb: »Noch dazu ... ist mein Albrechtle gestern 6 Jahr alt worden, und geht also izt schon ins siebente Jahr. Du bist also schon zwey tausend einhundert und zwey und neunzig Tag lang in der Welt. Ey, viel Gutes hat der liebe Gott schon gethan. Danke Ihm fein auch herzlich dafür, und bitte ihn, daß Er Dir alles miteinander vergeben wolle, was Du seit Deiner Taufe gesündigt hast.«¹⁵

Das Leben auch eines Kindes wird in Tagen gezählt und ganz aus der Perspektive gesehen, was es in diesen Tagen schon gesündigt hat. Dies war ein Beispiel aus dem bürgerlichen Bereich. Aber auch die Pietisten auf dem Land wußten in der Regel ihren Geburtstag, sie wußten vor allem Tag und Stunde ihrer Bekehrung. Die Zeit-Orientierung an den sozialen Ereignissen des Dorfes spielte für sie dagegen nur eine untergeordnete Rolle. Ihr Zeitbewußtsein war individualisiert. Sie hatten zudem ein intensives Bewußtsein von der Knappheit der Zeit. Pietisten hatten auch auf dem Lande eine ausgesprochen moderne Wahrnehmung der Zeit.

2. Veränderungen der Raumwahrnehmung

Wie die Wahrnehmung der Zeit, so ist auch unsere Wahrnehmung des Raumes ein soziales Konstrukt. Wenn wir heute Räume beschreiben, dann tun wir dies meist, indem wir zunächst ihre Ausmaße angeben. Menschen in der traditionellen bäuerlichen Gesellschaft hätten anderen Beschreibungskategorien den Vorrang eingeräumt. Wie der sowjetische Historiker Gurjewitsch zeigte, war für die Menschen des europäischen Mittelalters die Unterscheidung zwischen fremden und vertrauten Räumen eine zentrale Wahrnehmungskategorie. Das galt für den Makrokosmos der »Welt« wie für den Mikrokosmos des einzelnen Dorfes. Die Welt wurde in die Welt der Christen und die Welt der Ungläubigen geteilt. Aber auch zwei benachbarte Dörfer trennten Welten.¹⁶

¹⁴ Zu Bengels Eschatologie H. Lehmann (s. A 3), S. 70 ff.

¹⁵ Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Nachlaß Bengel, cod. hist 717, Kasten 14, fol. 3. (Hervorh. i. Original).

¹⁶ A. Gurjewitsch (s. A 6), v. a. S. 55 ff.

Die schwäbischen Bauern des 18. und 19. Jahrhunderts lebten nicht mehr im Mittelalter. Ihr Horizont hatte sich erweitert. Aber bis in dieses Jahrhundert hinein war, wie Interviews mit alten Dorfbewohnern immer wieder zeigten, der vertraute Raum des Dorfes eine zentrale Erfahrungskategorie, war die Dorfgrenze eine Barriere und ein Schutz. Im Dorf wußte man genau über Besitzverhältnisse und Bodenqualität Bescheid, kannte jeden Stein und Baum, bewegte sich auch im Dunkeln mit Sicherheit.¹⁷

Auch Pietisten machten, wenn sie Bauern waren, diese Erfahrungen. Dennoch kam bei ihnen etwas Neues hinzu, das sich im traditionellen bäuerlichen Denken nicht findet. Der vertraute Raum wurde den Pietisten auf eine bestimmte Weise fremd, erhielt (wie die Zeit) ebenfalls eine bedrohliche Dimension. Denn auch in der Natur spielte sich der kosmische Endkampf zwischen Gott und Teufel ab. Die ganze Natur war daher voller Spannung. Bei dem bereits zitierten Bauernsohn Michael Hahn heißt es in einem Choral:

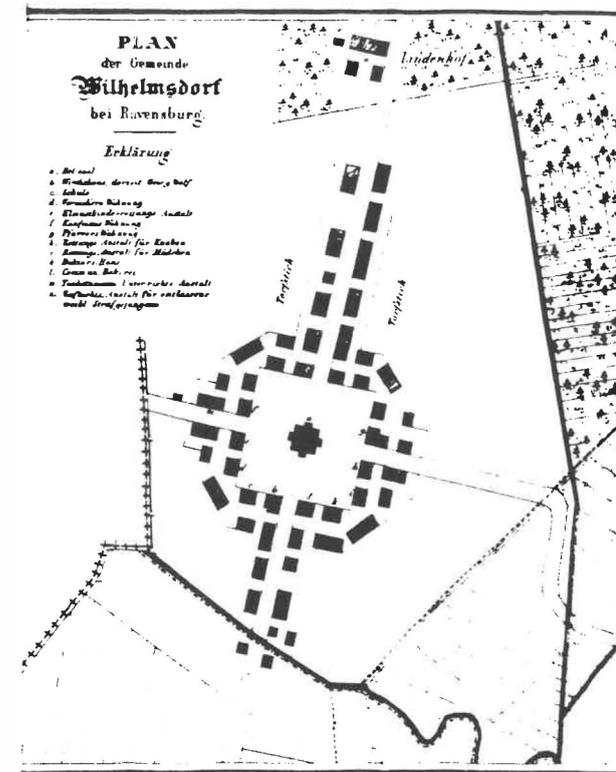
»Jetzt streiten alle Elemente,
Verderben oft, was schön und gut,
Und was wir nötig brauchen könnten;
Und es geschieht mit großer Wut.
Die ganze irdische Natur,
Ist ganz aus ihrer Temp'ratur. –
Bald siegt die Kälte, bald die Hitze,
Und jedes übermacht es dann,
So daß es keinem Dinge nütze,

Daß keines recht gedeihen kann.
Und sähe Gott nicht gnädig drein,
Es würde wohl noch ärger sein. –
So schont er aber noch der Seinen;
Und dies genießen andre mit,
Ob sie es gleich nicht sehn und meinen.
Er höret seiner Kinder Bitt',
Sonst würde es erbärmlich schwer
Auf dieser Erde gehen her.«¹⁸

Auch der vertraute Raum des Dorfes hat bei den Pietisten eine bedrohliche Dimension bekommen. Die »Natur, ist ganz aus ihrer Temp'ratur«. Und was für den Raum der Natur galt, galt erst recht für den sozialen Raum des Dorfes. Auch er wurde fremd und bedrohlich, auch in ihm spielte sich der große Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Kindern des Lichts und der Finsternis ab. Die vertraute Bindung von Familie und Nachbarschaft wurde fremd. Der Glaube stellte die Scheidelinie dar. Das einzig Beruhigende war für Hahn und seine Anhänger die Anwesenheit von Bekehrten; denn sie würde Gott verschonen. Von ihrer Präsenz konnte daher auch die große Masse der Ungläubigen profitieren. (Der Topos der Verschönung z. B. eines Dorfes vor Hagelschlag wegen der Anwesenheit eines oder einer Bekehrten ist in der pietistischen Traktatliteratur weit verbreitet.)¹⁹

Andere Pietisten zogen es aufgrund dieser Spannungen vor, ihre angestammten Dörfer zu verlassen. Sie gründeten in Übersee, aber auch im eigenen Land religiöse

Kolonien. In diesen Kolonien wurde zum Teil über die räumliche Anordnung der Häuser die neue Siedlung in ein religiöses Symbol verwandelt. Württembergische Pietisten zum Beispiel gaben ihrem neugegründeten Ort Wilhelmsdorf die Form eines Kreuzes. Die Kirche bildete den Mittelpunkt (vgl. Abb.). Ähnliches findet sich auch bei religiösen Kolonien in Amerika. Die Siedler konnten sich so im wahren Sinn des Wortes in die Nachfolge Christi stellen. Der spannungsreiche Raum wurde durch diese architektonische Symbolik, aber auch dadurch, daß die »Heiligen« hier ganz unter sich waren, neutralisiert.



Plan der Gemeinde Wilhelmsdorf. Im Mittelpunkt die Kirche.

Dies ist eine für bäuerliche Verhältnisse ganz neue Perspektive auf die natürliche und soziale Umgebung, die bei aller Absonderlichkeit auf den ersten Blick auch wieder moderne Züge trägt. Zwar würden wir heute Räume nicht dadurch unterscheiden, ob sie von gleichsam heiligen Personen bewohnt und geschützt werden. Aber die

¹⁷ A. Gestrich (s. A 6), S. 106ff.; S. Mutschler, Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbauerdorf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, Tübingen 1986, S. 130ff.

¹⁸ J. M. Hahn (s. A 13), S. 614f., Lied 428, Strophen 15–17.

¹⁹ Vgl. M. Scharfe (s. A 3), S. 36ff.

Erfahrung und Darstellung von Spannung und Dynamik in der Natur ist ein Kennzeichen, das man seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auch in anderen Bereichen in jener Zeit plötzlich verstärkt antraf, in den Naturwissenschaften, in der Malerei, in den Sozialwissenschaften und im Sport.²⁰

3. Pietistische Selbstwahrnehmung

Wie die Erfahrung des Raumes, so war auch die pietistische Wahrnehmung des Selbst geprägt aus der Erfahrung von Spannungen, von Widerständen und von inneren Kämpfen. Wie die Natur, so ist auch der Mensch »außer Tem'peratur«. In ihm wirken die Prinzipien des Lichts und der Finsternis gegeneinander, kämpfen Fleischeslust und Eigenwille gegen die höheren Kräfte des Geistes. Den Kampf dieser Prinzipien und die enormen Spannungen, die dies hervorruft, beschreibt Hahn besonders ausdrucksstark in einem Choral über den Eigenwillen:

»Der Eigenwill ist dieses Tier,
Das will sich nicht ergeben dir.
Zerstör's durch deine Donnermacht,
Eh' es mich hat ums Leben bracht!

O treuer Gott, erbarm dich mein,
Und schlag nur ohne Schonung drein;
schlag doch den Eigenwillen tot!
Er bringt mich in die größte Not.«²¹

Harmonie und innere Ruhe sind erst auf einer höheren Stufe, des Bekehrten möglich. Wer mit Gottes Hilfe diese Hürde der Vernichtung des Eigenwillens und damit der Bekehrung geschafft hat, der ist sozusagen ein neuer Mensch, ist bereits zu Lebzeiten in eine höhere Seinsweise eingetreten, er ist ein Heiliger.

Das pietistische Leben konnte nur ein Ziel haben: es mußte danach streben diesen Zustand der Wiedergeburt und Heiligung zu erreichen. Dieses Ziel bestimmte die ganze Lebensführung: Ehe und Erziehung der Kinder, das Verhalten im Dorf und selbst die äußere Gestalt, die Gestik, die Bewegungsweise oder die Kleidung des Pietisten. Und es führte seinerseits zu Spannungen mit der Umwelt. Denn die Verfolgung dieses Ziels bedeutete Kampf nicht nur gegen die bösen Triebe von innen, die Sexualität und den Eigenwillen, sondern auch die Abwehr aller Versuchungen von außen. Es bedeutete Abkehr von der Welt, dem »Sündenbabel«; es bedeutete Herauslösung aus den sozialen Beziehungen der traditionellen Dorfgesellschaft und ihrer Werte. Denn diese war der Inbegriff des Fleischlichen, Irdischen, der Inbegriff der Sünde. Wie der natürliche Raum, so war für die Pietisten auch der soziale Raum voller gegensätzlicher Kräfte und Spannungen. Es waren nicht (wie bei Marx) soziale Klassen, die sich hier im Kampf gegenüberstanden, sondern Sünder und Bekehrte. Der Bekehrte hatte

²⁰ Vgl. dazu v. a. A. Nitschke, (Hrsg.), Verhaltenswandel in der industriellen Revolution, Stuttgart 1975, ders., Revolutionen in Naturwissenschaften und Gesellschaft, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979.

²¹ J. M. Hahn (s. A 13), S. 90f., Nr. 57, Strophen 8 u. 9.

sich, wollte er sein Seelenheil nicht verspielen, aus der Gesellschaft der Sünder ganz zu lösen.

4. Neue Formen des Zusammenlebens

Die Pietisten lösten sich aus religiösen Gründen aus der traditionellen Dorfgesellschaft und nahmen eine Sonderstellung ein. Die Ordnung der Hahnschen Gemeinschaft von 1876 dokumentiert diesen Rückzug sehr deutlich. Es heißt dort: »Der Wirtshausbesuch verträgt sich nicht mit dem Besuch der Erbauungsstunde ... wem der Bauch sein Gott ist durch unmässiges Essen oder Trinken zu Hause, der taugt nicht in die Versammlung... Auch die Hochzeiten sollen von Gemeinschaftsgliedern – wenn immer thunlich – nicht im Wirtshaus abgehalten werden... Von Gemeinschaftsgliedern ist zu erwarten, daß sie im Auge behalten die Ermahnung Pauli Röm 12,2: »Stellet euch nicht dieser Welt gleich!«... Es versteht sich hienach von selbst, daß Gemeinschaftsglieder an weltlichen Vergnügungen, die nur der Sinnlichkeit Vor-schub leisten, zerstreuen und beflecken, sich nicht beteiligen. Mit einem Wandel im Licht vertragen sie sich nicht.«²²

Wirtshaus, Hochzeit, Tanz, Dorfklatsch – das waren jedoch zentrale Institutionen und Medien der dörflichen Kultur. Ohne sie funktionierte das Leben des alten Dorfes nicht. Zu dieser Welt hatten die Pietisten aber die Brücken weitgehend abgebrochen. Sie zogen sich innerhalb des Dorfes weitgehend auf die Gruppe der Gleichgesinnten zurück und pflegten intensive Kontakte untereinander auch über die Erbauungsstunde hinaus. Sie bauten eigene lokale und regionale Hilfs- und Kontrollsysteme auf und spalteten dadurch die alten Familien- und Nachbarschaftszusammenhänge, in deren Kompetenzbereich sowohl Hilfe als auch Überwachung gehört hatten.

Dieser Auszug aus der Dorfgesellschaft wurde von den Pietisten auch visuell signalisiert. Der Pietist unterschied sich von den anderen in der Kleidung. Ein Pietist trug keine Tracht, er ging in Schwarz. Männer und Frauen trugen besondere Käppchen und Hauben, die sie für jeden als Pietisten kenntlich machten.²³ Bis ins 19. Jahrhundert hinein bezeichneten Trachten die örtliche Herkunft eines Menschen, teilweise seinen Reichtum und auf jeden Fall seinen Stand als Lediger oder Verheirateter. Das waren die zentralen Merkmale, die man in der traditionellen Dorfgesellschaft zur Einschätzung einer Person wissen mußte.²⁴ Die neue pietistische Montur war die Uniform des überregionalen und schicht- und altersunspezifischen »Leibkorps Christi« – wie der Iptinger Separatist Georg Rapp seine Anhängerschaft nannte.²⁵

Aber nicht nur Kleidung und neue Sozialbeziehungen trennten die Pietisten von der

²² Gemeinschaftsordnung [der M. Hahn'schen Gesellschaft], Stuttgart 1876, S. 8 ff.

²³ Vgl. M. Scharfe (s. A 3), S. 48 ff.

²⁴ Zur Bedeutung der Tracht vgl. A. Gestrich (s. A 6), S. 100, 164 f.

²⁵ Zu Rapp vgl. M. Scharfe (s. A 3), S. 109 ff.

alten Welt des Dorfes. Man brachte die Distanz auch im täglichen Umgang räumlich zum Ausdruck. Ein alter Mann in einem schwäbischen Dorf erzählte: »Die haben so den Kopf 'nunter gehenkt und haben gesagt: von einem Weltmenschen, der wo geradeaus gelaufen ist und den Kopf hoch gehoben hat und vielleicht auch mal auf den Fußballplatz gegangen ist oder auch mal abends in die Wirtschaft... die hat man Weltmenschen geheißt, und von denen müsse man sieben Meter Abstand halten.«²⁶

Diese bis ins physische gehenden Berührungsgänge mancher pietistischer Gruppen sind fürs 19. Jahrhundert mehrfach bezeugt, so daß diese Geschichten kaum nur böse Nachrede sein werden.²⁷ Das Bedürfnis der Pietisten, sich von den Sündern dieser Welt zu separieren saß tief. Es ging teilweise bis in den Tod. Es gibt Dörfer in Württemberg, in denen pietistische Gruppen ihre eigenen Friedhöfe haben.²⁸ Das besondere Abgrenzungsbedürfnis der Pietisten galt allerdings nicht nur den Sündern. Sie hatten vielmehr die Schwierigkeit, auch innerhalb ihrer Gruppe glaubhaft zu machen, daß sie Bekehrte waren. Denn so sehr die Bekehrung ein individueller Vorgang war, so sehr entschied doch letztlich die Gruppe der Brüder und Schwestern darüber, ob es sich um eine wirkliche Bekehrung handelte und welchen Grad der geistlichen Wiedergeburt das jeweilige Mitglied der Gemeinschaft bereits erreicht hatte. Glauben und Bekehrung mußten also auch für die Gleichgesinnten äußerlich sichtbar dargestellt werden. Der Pietist betete deshalb häufig öffentlich: auf dem Acker, bevor er mit der Ernte anfang; im Stall – bei allen Gelegenheiten. Eine alte Frau aus einer sehr pietistischen Familie berichtete über ihren Vater: »Wo der im Bett gewesen ist, und ist krank gewesen, hat der beten können, daß ich's sogar auf der Straß' gehört hab.«²⁹

Das Heraustreten des Pietisten aus den Sozialbeziehungen des Dorfes und die Abgrenzung von den Sündern über die Demonstration der eigenen Frömmigkeit führte zu Spannungen auf mehreren Ebenen. In Erbangelegenheiten, wenn das Testament zu große Legate für die Gemeinschaft, statt für die Verwandtschaft vorsah; bei der Partnerwahl, wenn mehr auf den Glauben als aufs Geld geschaut wurde, und besonders in gemischten Ehen, in denen nur ein Partner sich dem neuen Glauben verschrieben hatte. In solchen Ehen wurden vor allem von den Frauen oft tradierte Rollenverteilungen in Frage gestellt, wurden überkommene Arbeitsnormen durchbrochen und irdische Verpflichtungen vernachlässigt. Die Reaktionen der Ehemänner konnten heftig

²⁶ Vgl. auch *A. Gestrich* (s. A 6), S. 112f.; das angeführte Zitat stammt ebenfalls aus Interviews, die Vf. in dem Dorf Ohmenhausen bei Reutlingen durchgeführt hat.

²⁷ Vgl. zu dem Problemkomplex der Absonderung auch *H. Lehmann*, »Absonderung« und »Gemeinschaft« im frühen Pietismus. Allgemeinhistorische und sozialpsychologische Überlegungen zur Entstehung und Entwicklung des Pietismus, in: *Pietismus und Neuzeit*, Bd. 4 (1977/78), S. 54–82; *M. Scharfe* (s. A 3), S. 48ff., 87ff., 136 ff.

²⁸ Dies ist natürlich auch (wie z. B. in Bernhausen) auf den Glauben an die Auferstehung des Leibes zurückzuführen, die sich der Praktik der Aufhebung der Gräber widersetzen mußte.

²⁹ Interview, das Vf. in Walddorf bei Tübingen geführt hat. Zu diesem Dorf habe ich eine Studie mit dem Arbeitstitel »Neue Menschen in traditionaler Gesellschaft« in Vorbereitung.

sein. In einem Prozeß des Jahres 1831 gab eine Klägerin in Walddorf bei Tübingen zu Protokoll: »Sie sey gestern Nachmittag... in die Stunde... gegangen, u. wie sie aus dieser nach Haus gekommen, habe sie auf die Frage des Mannes, wo sie gewesen, geantwortet, sie sey in der Stunde gewesen; auf dieses sey er auf sie losgegangen, habe ihr den Kopf gegen die Wand gestoßen, so daß es mehrere Löcher gegeben, u. das Blut ihr über den Leib herabgeflossen sey, außerdem habe er sie am Hals gewürgt, wie wenn er sie erwürgen wollte, mit dem Beisaz »jezt verrecke vollends.«

Der Mann brachte zu seiner Verteidigung vor: »er könne eben dieses Stundengeläuf nicht leiden, er habe Bücher zum Beten genug zu Haus. ...sie sei ein ungezogenes Weib, im höchsten Grad eigensinnig; und das sey eben immer der Grund mancher Verdrißlichkeiten vorher gewesen; weil sie keine Art annehmen wolle. Sobald er sie über etwas zu Rede stelle, oder ihr es ernstlich verweise, so laufe sie ihren [pietistischen] Verwandten zu, und diese heben ihr den Kopf.«³⁰

Wie die Riten der dörflichen Geselligkeit, so durchbrachen die Pietisten, wenn es um die Ausübung ihres Glaubens ging, auch die vorgegebenen Strukturen der familialen Hierarchie. Viele Frauen weigerten sich, die Autorität ihrer Männer in Fragen der Religionsausübung anzuerkennen und erfuhren dabei die Solidarität ihrer geistlichen Brüder und Schwestern, die ihnen in solchen Konflikten den Rücken stärkten. Die Ehemänner reagierten darauf hilflos mit Gewalt, das Dorf insgesamt oft mit Spott. Jugendliche hänselten die Frommen, der Volksmund erfand böse Bezeichnungen. Das Versammlungshaus wurde zum »Vatikan«, der Stundenhalter zum »Herrgottle«. Die Kirchenkonvent- und Dorfgerichtsprotokolle der württembergischen Gemeinden sind eine fast unerschöpfliche Fundgrube für solche Auseinandersetzungen.³¹

Es darf aber auch die positive Kehrseite nicht verschwiegen werden. Der Pietismus bewirkte und bedeutete gerade in diesem Bereich der Partnerbeziehungen in gewisser Weise einen wichtigen Kultur- oder Zivilisationsschub. In pietistischen Familien verschwand die alltägliche Gewalt gegen Frauen, wichen die physischen Formen der Auseinandersetzung den verbalen. Pietistische Männer konnten lesen und reden, hatten es im Gebet gelernt, ihre Gefühle mitzuteilen und standen in ihrer Lebensführung unter der strengen Aufsicht nicht nur des eigenen Gewissens, sondern auch der Brüder und vor allem der Schwestern. Sicher, auch der Pietismus stellte nicht das prinzipielle hierarchische Gefälle zwischen Mann und Frau in Frage (noch heute haben Frauen in der Stunde nichts zu sagen), aber er milderte ihre Auswirkungen in vieler Hinsicht doch bedeutend ab. Vielleicht lag auch darin seine große Attraktivität für viele Frauen.

Große Unterschiede und schwere Konflikte zwischen Pietisten und Nicht-Pietisten

³⁰ Pfarrarchiv Walddorf, Kirchenkonventsprotokoll v. 9. 5. 1831.

³¹ Belege in Gemeindearchiv Walddorf, B 17, Gemeinderatsprotokoll 1838–43, z.B. der Eintrag v. 25. 10. 1841.

gab es noch in einem weiteren Bereich, dem der Kindererziehung. Die traditionale Erziehung auf dem Dorf war gekennzeichnet durch zwei entgegengesetzte Prinzipien: absoluter Gehorsam der Kinder gegenüber den Eltern und große Freiheit. Solange die Kinder unter den Augen der Eltern waren, durften sie kaum reden, auf jeden Fall keinen Widerspruch vorbringen, hatten genau zu gehorchen. Es standen ihnen aber dafür nach der Arbeit brauchmäßig garantierte, große Freiheiten zu. Sie konnten den Abend ohne Aufsicht der Erwachsenen in den Lichtstuben verbringen, hatten bestimmte Gelegenheiten zur Partnerwahl, übten sich in Kämpfen mit fremden Jugendlichen an der Dorfgrenze in lokaler Solidarität.³²

Das Ziel pietistischer Erziehung war nicht die Enkulturation, das heißt die Eingliederung der nachwachsenden Generation in die Kultur einer Gesellschaft oder eines Dorfes, sondern die Bekehrung. Das stellt pietistische Erziehung allerdings vor ein gewisses Dilemma. Denn Bekehrung kann man nicht anerkennen. Sie ist ein Gnadengeschenk Gottes. Allerdings: Gott errettet uns auch nicht gegen unseren Willen – zumindest nicht nach der Lehre Hahns. Das Kind muß deshalb dahin geführt werden, daß es die Bekehrung will. Der Pietismus schlug dabei die Doppelstrategie von Didaktik und Rute ein, wie sie in der württembergischen Schulordnung von 1782 empfohlen wurde. Der »sanfte und gelinde Weg« der Didaktik – so heißt es dort – »muß sonderlich bey der Erlernung des Christenthums gebraucht werden; das läßt sich insgemein... nicht mit... vielen Schlägen einzwängen. Anderst aber verhält es sich mit dem Leben und den Sitten der Kinder... alsdann kann zur Ruthe gegriffen werden, in welcher nach dem Zeugniß der Schrift ein besonderer Segen steket.«³³

Noch sicherer als die Rute war aber auch bei dem Leben und den Sitten der Kinder die Überwachung und vorsorgliche Ausschaltung aller Verlockungen. Deshalb hieß es in den Statuten der pietistischen Gemeinde Wilhelmsdorf, daß ein Vater zu jedem Zeitpunkt des Tages und der Nacht zu wissen habe, wo sein Sohn sich aufhalte und was er tue, und deshalb führten in anderen Orten die Pietisten einen harten Kampf gegen alle Institutionen der traditionellen Jugendkultur.³⁴ Während sich in vielen württembergischen Dörfern die Lichtstuben, Tänze usw. bis in dieses Jahrhundert hinein erhalten hatten, kannten in vom Pietismus geprägten Dörfern (das haben ausgiebige Nachforschungen ergeben) die alten Bewohner diese Dinge nur noch vom Hörensagen.

³² A. Gestrich, (s. A 6), S. 92 ff.

³³ M. Th. Eisenlohr (Hrsg.), Sammlung der württembergischen Schul-Gesetze. Erste Abtheilung, enthaltend die Gesetze für die Volksschulen bis auf die neueste Zeit und die Einleitung in dieselben. (= Reyscher, Sammlung der württembergischen Gesetze, Bd. 11, I) Tübingen 1839, S. 63 f.

³⁴ Pfarrarchiv Wilhelmsdorf, Brüderratsprotokoll v. 4. 3. 1836. Das Archivmaterial in Wilhelmsdorf wurde im Rahmen eines von Prof. U. Herrmann (Tübingen) geleiteten DFG-Projektes von mir erhoben und inzwischen von Eckart Schultz am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen zu einer Diplomarbeit verarbeitet. Vgl. E. Schultz, Jugendleben zwischen Gottesfurcht und Wirklichkeit. Erziehung und Sozialisation in einem pietistischen Dorf, masch. Diplomarbeit, Tübingen 1989.

Und deshalb versuchten württembergische Separatisten aus Ölbronn im Jahre 1799 auch konsequent ihre Kinder bereits im Schulalter von der Dorfjugend zu isolieren. In einer Eingabe an den Herzog heißt es: »Wir haben erkant u. wissen, daß der mensch von natur dumm und thierisch ist, also unterrichtet und gelehret werden muß durch erfahrene meister.« Aber die Ölbronner Pietisten lehnten die öffentlichen Schulen ab, denn »die zu viele bekantschaft und gemeinschaft unserer Kinder mit anderen, die auf solchen plätzen und orten angezogen wird, bringt unsere Kinder sehr aus ihrer einfältigen Verfassung, u. verursacht eine bei zeiten grose ausschweifung unnöthiger affectionen, also vor besser bei uns erkannt wird, unsere Kinder selber zu lernen oder einen Informator zu halten.«³⁵

Pietistische Erziehung mußte als gescheitert gelten, wenn es den Eltern nicht gelang, ihre Kinder zur Bekehrung zu führen. Je früher dieses Ereignis eintrat, desto besser. Denn die Zeit drängte. Gerade unter dem Eindruck der nahenden Endzeit schien es pietistischen Eltern an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein besonders existentielles Bedürfnis gewesen zu sein, ihr Erziehungswerk zu vollenden. Anders ist ihre Rigidität und der unerbittliche Kampf gerade gegen die Institutionen der traditionellen Jugendkultur kaum zu verstehen. Sie veranstalteten, wie ein abtrünniger Sohn aus Wilhelmsdorf es einmal makaber ausdrückte, wahre »Treibjagden ins Himmereich«.³⁶

Die Dimensionen des Umbruchs, den der Pietismus in den württembergischen Dörfern bewirkte, sind deutlich geworden. Lange bevor die Industrialisierung verändernd in die Strukturen des ländlichen Lebensbereichs eingriff, hatte der Pietismus diese von innen umgestaltet und den Alltag der Menschen tiefgreifend verändert. Die dünne Decke, die die Normen der traditionellen Gesellschaft über die tiefen sozialen Klüfte, die für die schwäbischen Dörfer des 19. Jahrhunderts ja auch kennzeichnend waren, gebreitet hatten, wurde vom Pietismus weggezogen oder zumindest durchlöchert. Ein Wir-Gefühl gab es in den vom Pietismus geprägten Dörfern kaum mehr. Neue, gewissermaßen moderne, städtische, an den Interessengruppen orientierte Formen der Solidarität wurden eingeführt, die Institutionen und Bindungen der traditionellen Kultur des Dorfes verblaßten. Für ein Verständnis der Umbrüche, die den bäuerlichen Alltag in Württemberg in der Zeit der beginnenden Moderne kennzeichnen, und für die damit entstehenden neuen Formen der Lebensbewältigung sind diese Veränderungen der religiösen Mentalität von zentraler Bedeutung.

³⁵ Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 26, Nr. 475,5 Hauptartikel der Separatisten von Ölbronn aus dem Jahr 1799, 4. Artikel »Von der Schule«.

³⁶ Briefwechsel Johann Baptist Stanger im Pfarrarchiv Wilhelmsdorf. Dieser faszinierende Briefwechsel eines Sohnes, der sich von seinen pietistischen Eltern zu emanzipieren versucht, wird in Kürze in einer Edition von U. Herrmann erscheinen. Vgl. dazu auch U. Herrmann, »... doch muß ich mich vollständig emanzipieren«. Konfession als Lebenskonflikt. Die Geschichte eines Ausbruchs aus dem Lebens- und Gedankenkreis des Pietismus, in: Der Bürger im Staat, 34 (1984), S. 134–138.

Die Autoren

DETLEV IPSEN, geb. 1945. Studium der Soziologie, Volkskunde und Psychologie in München, Wien, Mannheim und Ann Arbor (USA). Univ. Assistent in Mannheim, Professur für Stadt- und Regionalsoziologie in Kassel. Veröffentlichungen zur Organisationssoziologie, Wohnungswesen, Stadt- und Regionalentwicklung.

GERHARD KALDEWEI, geb. 1951. Studierte über den zweiten Bildungsweg Geschichte, Geographie und Deutsch an der PH Münster; später Aufbaustudium an der Universität Hildesheim und 1988 Promotion mit einer Arbeit zur Geschichte der Museumspädagogik. Museums- und Archivleiter in Enger/Ostwestfalen von 1983–1987 und in Kalkar/Niederrhein von 1987–1992. Lehrbeauftragter für Museumspädagogik an der Universität Münster.

UDO KULTERMANN, geb. 1927 in Stettin. Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie an den Universitäten Greifswald und Münster. Promotion mit einer Arbeit über den Barockbildhauer Gabriel Gruppello 1953. 1959–1964 Direktor des Städtischen Museums in Leverkusen. Seit 1967 Professor für Ge-

schichte und Theorie der Architektur an der Washington Universität in St. Louis. Zahlreiche Buchveröffentlichungen.

RUTH E. MOHRMANN, geb. 1945, Studium der Volkskunde, Geschichte und Germanistik in Marburg, Kiel und München. 1976–1986 wiss. Mitarbeiterin im Sonderforschungsbereich 164 »Vergleichende geschichtliche Städteforschung« an der Universität Münster. 1986 Habilitation in Münster, seit 1988 Professorin an der Universität Bayreuth. Forschungsschwerpunkte: Alltagsgeschichte, Sachkultur (historische Wohnforschung), Brauchforschung, Rechtliche Volkskunde, Historische Quellenkunde. Zahlreiche Veröffentlichungen zu diesem Thema.

ANDREAS GESTRICH, geb. 1952. Studium der Fächer Geschichte und Latein in Berlin und Tübingen. 1983 Promotion mit einer Arbeit zur Sozialgeschichte der Jugend. 1979–1983 Mitarbeiter an einem DFG-Projekt zur Historischen Sozialisationsforschung am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Tübingen. Seit 1983 wiss. Assistent am Historischen Institut der Universität Stuttgart.

Besprechungen

ERNST PITZ, *Europäisches Städtewesen und Bürgertum. Von der Spätantike bis zum hohen Mittelalter*, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1991, 423 S., DM 59,-.

Wie hat sich das äußere Erscheinungsbild der Stadt von der Spätantike bis zum hohen Mittelalter gewandelt? In welchem Umfang übten Gesellschaftsformen, Wirtschaftsweisen und Rechtsverhältnisse Einfluß auf die Bildung der »europäischen« Stadt aus? Welche Bedeutung erlangten Zeit und Raum? Was konnten das europäische Städtewesen und Bürgertum als Erbe der Antike übernehmen? Diese Fragen sind Gegenstand der Untersuchung von E. Pitz. Ausgehend vom europäischen Freiheitsbegriff, der wesentlich vom Recht auf Arbeit, vom Recht auf die freie Wahl des Arbeitsplatzes, von der politischen Selbst- und Mitbestimmung beeinflusst ist, versucht der Autor, in einer chronologischen wie vergleichenden Betrachtung die in den einzelnen Ländern/Landschaften unterschiedlichen Entwicklungslinien europäischer Stadtgeschichte nachzuzeichnen. Die Völkerwanderungsreiche, das Karolingerreich und die sächsisch-salische Kaiserzeit bilden den zeitlichen Rahmen, eine »Geschichte des Städtewesens und Bürgertums zu erzählen, welche Merkmale jeweils zusammenkamen, um eine Siedlung als Stadt zu bezeichnen, und aus welchem Grunde und in welcher Richtung es dabei nach Inhalt und Zusammensetzung der Merkmale zu Veränderungen gekommen ist« (S. 12).

Die Frühgeschichte der europäischen Stadt im Zeitalter der Völkerwanderungsreiche (S. 15 bis 97) ist gekennzeichnet durch die andersartige Entwicklung in den alten Reichsteilen des Imperium Romanum, die auf eine lange Tradition im

Städtewesen zurückblicken konnten,¹ sowie in den Ländern Mittel-, Nord- und Osteuropas, die keine entsprechende Urbanisierungsdichte aufweisen. E. Pitz betont die Verschmelzung antiker und germanischer Traditionen in den fränkischen Siedlungsgebieten an Rhein und Mosel, die in der karolingischen Periode zum Kernland Europas wurden. Eine Folge der kriegerischen Ereignisse zwischen dem 5. und 7. Jh. war der Verlust alter, aber auch das Entstehen neuer Verkehrssysteme, die den nordwesteuropäischen Raum begünstigten. Die Einbeziehung der aus antiker Sicht abseits gelegenen Gebiete der Friesen, Franken wie Angelsachsen stellte eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung eines gesamteuropäischen Stadtbegriffs dar. Charakteristische Merkmale des seit dem 7. Jh. nicht mehr römischen, sondern nunmehr mittelalterlichen Städtewesens sind für den Autor, was die bauliche und topographische Gestalt der Städte betrifft, Befestigungsanlagen, repräsentative Kirchenbauten und Zentralität einer Siedlung als der politisch-administrative Mittelpunkt eines größeren Territoriums.

Zu fragen ist indessen, ob die für die Zeit der Völkerwanderung herausgearbeiteten Kennzeichen einer Stadt nicht stärker in der Tradition antiker Vorstellungen gesehen werden müssen, sind doch Mauerbau, Kultstätten – seit dem 4. Jh. n. Chr. unter christlichen Vorzeichen in zunehmendem Maße Kirchen statt heidnischer Tempel – und Zentralität signifikante Defini-

¹ Neben Italien und Griechenland, die der Autor anführt (S. 15), ist auf das westliche Kleinasien hinzuweisen, das sich gleichfalls durch eine intensive Siedlungsdichte nicht nur im Imperium Romanum, sondern bis weit in vorchristliche Zeit hinein auszeichnet.

tionsmerkmale des antiken Stadtbegriffs.² Auch an anderen Stellen scheint dem Rezensenten aus der Sicht des Althistorikers der Einfluß der Antike auf das europäische Mittelalter nicht hinreichend gewürdigt. Von einem »tausendjährige(n) Stillstand der Technik während des griechisch-römischen Altertums« im Gegensatz zur »Geschäftigkeit und sich entfaltenden Spezialisierung des mittelalterlichen Gewerbe(s)« (S. 7) zu sprechen, ist ebenso wenig gerechtfertigt³ wie die Feststellung, daß zum Erbe der Antike die für die europäische Kultur typische bürgerliche Freiheit nicht gehörte, selbst nicht mit Blick auf die souveränen republikanischen Stadtstaaten in vorchristlicher Zeit, die nur bestimmte Gesellschaftsschichten am politischen Willensbildungsprozeß beteiligten (vgl. S. 10). Sieht man davon ab, daß letzteres bis in die Neuzeit hinein zu beobachten ist, so zeichnete sich die klassisch griechische Polis im 5. und 4. Jh. v. Chr. nicht allein durch selbstbestimmte politische Organisationsformen aus. Isonomie und Isegorie bildeten aus zeitgenössischer Sicht zentrale Grundlagen für den politischen Umgang miteinander wie die Vorstellung von der Freiheit des einzelnen Ausdruck eines neuen – demokratischen – Lebensgefühls war.⁴

Zeitgleich mit dem Niedergang der Städte und ihrer baulichen Substanz in der Spätantike, dem Entstehen grund- und schutzherrlicher Abhängigkeiten verfiel das Dekurionat. Bis zum 6./7. Jh. hatten sich kirchliche Würdenträger, in erster Linie die Bischöfe, als die maßgeblichen Organe städtischer Administration etabliert. Damit war eine für das Amt des Bischofs bezeichnende Entwicklung vorbereitet. Der Untergang des spätantiken römischen Zwangsstaates bedeutete auch das Ende eines von Ungerechtigkeiten und Steuerdruck geprägten Systems, das dem einzelnen jegliche Möglichkeit der Freiheit

und Freizügigkeit genommen hatte. »Die Freiheit des einzelnen im Flächenstaat zu schaffen und sie durch die Gemeinde zu sichern, dazu hatte sich die griechisch-römische Kultur schließlich als unfähig erwiesen. Denn diese Freiheit besteht darin, daß sich zwischen den einzelnen und den Monarchen oder Staat eine Gemeinde stellt, die sich zwar aus der Summe ihrer Mitglieder oder Bürger bildet, die aber doch als Rechtspersönlichkeit von ihm verschieden und durch Organe unabhängig von ihnen handlungsfähig ist« (S. 97). In den folgenden Jahrhunderten war davon nur wenig zu spüren.

Das vornehmlich von Kriegen dominierte Zeitalter des Karolingerreiches (S. 98–150) begünstigte keineswegs ein Städtewesen, für das friedliche Arbeit charakteristisch war. Das mit der Ausbreitung der Araberherrschaft im Mittelmeerraum entstehende muslimische Städtewesen blieb dem christlichen Abendland fremd. Es waren vor allem die Päpste, die bis zum Niedergang der karolingischen Dynastie um die Mitte des 9. Jhs. sich durch Bauprogramme um den Ausbau der Städte bemühten. Lediglich die kriegerischen Zeiten gaben dem europäischen Städtewesen bis weit nach Osten und Norden ein einheitliches Gepräge; denn Städte entstanden zu meist als Burgstädte oder als im Schutz einer Burg gelegene Siedlungen.

Trotz der unruhigen Zeiten fallen in das 8. und 9. Jh. »die Anfänge eines Bürgertums im wirtschaftlichen Sinne, nämlich eines unmittelbar mit der Landwirtschaft verbundenen Erwerbsstandes« (S. 124). Zudem ist eine Intensivierung des europäischen Fernhandels zu beobachten, der aufgrund seines »kriegerischen Charakters« nur unbedeutende Ausmaße aufwies, aber von großer historischer Bedeutung war, da er mit der Tendenz zur geschlossenen Hauswirtschaft brach, außerdem den Marktverkehr anregte. Parallel und als Voraussetzung für den europäischen Fernhandel vollzog sich die Erschließung neuer Silberminen, die Ausbreitung des Münzwesens, der Betrieb von Münzwerkstätten als Zeichen städtisch-kommerziellen, nichtagrarisches Wirtschaftslebens. Außer den Grundherren waren es reiche Kaufleute und Fernhändler, die ihres Kapitals und ihres Vermögens wegen –

auch politischen – Einfluß gewannen und als erste in Fahrtgemeinschaften und Schutzgilden hervortraten. Die für die Karolingerzeit vorhandenen Zeugnisse erlauben es hingegen nicht, den Einfluß der Kaufleute auf die adligen wie bischöflichen Gerichts- und Stadtherren konkret zu erfassen. Innerhalb der einzelnen Gemeinden gab es bis dato keine normierten Rechte und Pflichten. Zu erwähnen ist jedoch das Faktum eines Berufsstandes freier Markt- und Kaufleute, der wehrfähig und kriegssteuerepflichtig, in Italien und den rheinischen Bischofsstädten stadt-sässig, in den Kerngebieten des fränkischen Reiches sowie im Nord-Ostsee-Raum landsässig war, der – neben seinen auch für die Grundherren unentbehrlichen berufsspezifischen Kenntnissen – über einen beträchtlichen »Reichtum in mobiler Form« verfügt. »Es war ein Reichtum, der nur noch die Entstehung günstiger politischer und sozialer Verhältnisse abzuwarten brauchte, um... sich in Kapital zu verwandeln. Wenn das aber geschah, so war es vorbei mit der landsässigen Kaufmannschaft: Unaufhaltsam mußten dann die Städte Handel und Gewerbe an sich ziehen und in ihren Mauern konzentrieren, um so jene Identität von Städtewesen und Bürgertum herbeizuführen, die die Besonderheit der europäischen Stadt im hohen Mittelalter ausmachte« (S. 150).

Im letzten Kapitel (S. 151–396) wendet sich E. Pitz der sächsisch-salischen Kaiserzeit zu. Zwischen 919 und 1120 entsteht die eigentliche mittelalterliche europäische Stadt. Sie lebte vom Handel und vom Gewerbe, verwaltete sich unter königlicher Herrschaft selbst. Die Auseinandersetzung zwischen Königtum und Kirche, die im Investiturstreit ihren Höhepunkt findet, bleibt nicht unbeachtet, da dessen Auswirkungen auf das Glaubens-, Geistes- und Rechtsleben die Geschichte der Stadt nachhaltig beeinflussen haben. Ständische Freiheit einerseits, Differenzierung zwischen Bürgerfreiheit, gemeindlicher Hoheit und Stadtherrschaft andererseits sind konkrete Resultate.

Der historische Streifzug durch die Regionen des Kontinents (S. 153–225) läßt, was das äußere Erscheinungsbild der Städte betrifft, sechs Formen erkennen: Die Bischofs- und Mittel-

punktstädte sowie die ihnen gleichgestellten Nebenstädte, besonders in den romanischen Ländern und im deutschen Reich, vereinzelt in England und im byzantinischen Reich; die Burgstädte (Mittelmeerländer / England); die neu entstehenden Marktsiedlungen (Frankreich / Spanien / Deutschland / seit 1066 England); die einzelligen, meist offenen Handwerker- und Fernhändlersiedlungen der friesischen, skandinavischen und slawischen Seefahrer Nordeuropas; die westslawischen und ungarischen Burgstädte; die russische Stadt, von Ausnahmen wie Kiew und Novgorod abgesehen, marktlose Burgstädte ohne Stadtmauern und Münzateliers. In ihnen sieht der Autor eher große Fronhofsanlagen als Kleinstädte im europäischen Sinne. Trotz der Unterschiede zwischen dem in städtischen Traditionen verhafteten Westeuropa und den östlichen Ländern, in denen ein Exportgewerbe fehlte, Märkte nicht die Versorgung weiter Bevölkerungskreise sicherten, der Fernhandel den Fürsten und Fremden oblag, läßt sich die Konzentration von Handwerksbetrieben in den Städten als ein gesamteuropäisches Phänomen herausstellen.

Die im 10. Jh. in Westeuropa erkennbare Verbesserung des Geldverkehrs führte zu einem immer stärker von kommerziellem Nutzen, von »Rechenhaftigkeit und Rationalität« geprägtem Handeln der Berufskaufleute. Auch wenn den in den Städten des Westens tätigen Handwerkern nur ein geringer volkswirtschaftlicher Effekt zuzuschreiben ist, so gewinnt die Veränderung kaufmännischer Arbeitsweisen insofern Bedeutung, als die Emanzipation dieses Berufsstandes parallel zu dessen schrittweiser Integration in die vom Adel getragene Selbstverwaltung der Gemeinden verlief. Dieser Prozeß läßt sich anhand der in Europa andersartigen Entwicklungen der Stadtverfassungen aufzeigen. E. Pitz analysiert im folgenden die wichtigsten Elemente europäischer Stadtverfassungen im frühen und hohen Mittelalter: Die Stadtherrschaft, das Verhältnis von Stadtvolk und Stadtherr sowie die Stadtgemeinde (Kommune).

Die Herauslösung der Stadt als Verwaltungs- und Gerichtsort aus den Reichs-, Bezirks- oder Territorialherrschaften des Königs und von ihm beauftragter Amtleute wie die Übertragung kö-

² Vgl. F. Kolb, Die Stadt im Altertum, München 1984, bes. S. 15.

³ Vgl. den Überblick bei H. Schneider, Einführung in die antike Technikgeschichte, Darmstadt 1992.

⁴ J. Bleicken, Die athenische Demokratie, Paderborn 1985, bes. S. 191 ff.

niglicher Vertretungen sowohl auf dem Lande als in der Stadt an unterschiedliche Vertreter bildeten die Voraussetzungen, damit nicht nur Stadtherrschaften, sondern auch selbständige Gemeinden entstehen konnten. Die Bildung von Stadtgemeinden wurde von vielen Staaten allerdings nicht mitgetragen, so nicht von Nordfrankreich, England, Unteritalien, Spanien, nicht vom byzantinischen Reich und von den Ländern Ost- und Mitteleuropas, in denen das Königtum seine Stadtherrschaft ungebrochen behauptete. Das eigentliche Verbreitungsgebiet der von den Königen delegierten Stadtherrschaften waren die Nachfolgestaaten des karolingischen Reiches: Frankreich, Deutschland, Reichsitalien. In diesen Ländern erwies sich der Feudaladel als die treibende Kraft für die Herauslösung der Städte aus den Grafchaften. »Das europäische Städtewesen..., das auf einem freien, gewerblich tätigem Bürgertum beruhte, ist... eine Schöpfung des fränkischen Feudalismus« (S. 276). In dem Maße, wie sich die Grafchaften auflösten, vergrößerte sich unter königlichem Einfluß die bischöfliche Macht in den Städten mit dem Ziel, ein Gegengewicht zum emporstrebenden Feudaladel zu schaffen.

Der Überblick über die Formen der Stadtherrschaften in Europa zeigt den engen Zusammenhang mit der Verfassung des Stadtvolkes. Waren es zunächst nur die »Großen« und die »Herrenbürger«, die *cives*, die eine dominierende Stellung einnahmen, die sich besonders bei der Einsetzung neuer Bischöfe und königlicher Vertreter äußerte, so gewannen die »Marktleute«, die *burgenses* – »der Begriff hatte die Tendenz, die Wirtschaftsmenschen zu bezeichnen« (S. 290) –, in den städtischen Volksversammlungen und Stadtgerichten zunehmend an Gewicht. Die Orientierung an Normen, die von den Besonderheiten des Stadt- und Marktens geprägt wurden, bewirkte eine veränderte Interpretation des Landrechts, in einer letzten Stufe die Entstehung eines neuen Stadtrechts.

Divergierende Interessen zwischen dem Stadtvolk, vor allem den Markt- und Kaufleuten einerseits, den Stadtherren andererseits, was das Prozeß- und Beweisrecht, die persönliche Freiheit, das freie Bodenrecht und die Münzpolitik

angeht, führten im 10., in erster Linie im 11. Jh. zu zahlreichen Konflikten in den Kernländern des mittelalterlichen Europa. »Erst in diesen Kämpfen sind die Stadtbewohner... zu jener Interessengemeinschaft zusammengewachsen, die vom Edelfreien und Ritter bis zum Kleriker und herab bis zum letzten Handwerker allen Stadtern das Bewußtsein vermittelte, einer Gemeinschaft anzugehören, vor deren Naturwüchsigkeit und Unentbehrlichkeit alle ständischen Unterschiede und Konflikte in den Hintergrund treten müßten« (S. 319).

Ein durch Beschluß artikulierter Gemeinwille sowie eine diesen Willen vollziehende Führerschaft waren unabdingbare Voraussetzungen für die Kommunen, sich in den angedeuteten Konflikten zu behaupten. Zwischen 920–1120 setzte in den führenden Städten Europas eine Entwicklung ein, die zu einer organisierten Willensbildung und zu ihrer Realisierung durch gemeindliche Organe führte, ohne wiederum geordnete Beschlußverfahren auszubilden. Diese regional erneut unterschiedlich verlaufene und zuerst in Italien erkennbare Entwicklung, deren Fernziel gemeindliche Autokephalie und Autonomie waren, blieb der staufischen und nachstaufischen Zeit vorbehalten.

In den Kernländern des Abendlandes hatte sich indes zu Beginn des 12. Jhs. ein städtisches Gemeinwesen ausgebildet, das hinsichtlich seiner sozialen Gliederung, seiner Wirtschaftswesen, seines Glaubens- und Rechtslebens, schließlich einer auf Autonomie und Organisation ausgerichteten Verfassung den Grundstein für den typisch europäischen Stadtbegriff legte. »Die Verschmelzung von Rittern, Kaufleuten und Handwerkern zu einer neuen gesellschaftlichen Gruppe, deren gemeinsame, auf das Wohlergehen der Stadt gerichtete Interessen stärker waren als die natürlich trotzdem fortdauernden ständischen Gegensätze, die sie voneinander trennten: das ist das weltgeschichtliche Ereignis, dessen Schauplatz die Städte jenes Kernraumes bildeten und dessen Resultat nicht nur die zu Autonomie und Selbstverwaltung fähige Gemeinde, sondern auch der Bürger im typisch europäischen Sinne dieses Wortes war« (S. 392f.).

Daß der »Streifzug« des Autors durch die Ge-

meinden und Länder Europas wie die vergleichende Analyse europäischer Stadtverfassungen nicht nur Art, Zeitpunkt und Hintergrund für das Entstehen von Gemeinden verdeutlichen, sondern auch landesspezifische Eigentümlichkeiten festhalten, beispielsweise Sonderentwicklungen in Skandinavien und Osteuropa betonen, macht ebenso den Reiz dieser Publikation aus wie »das hinter den regionalen Erscheinungsformen aller Kulturgebilde verborgene Gemeinsame zu erfassen« (S. 396). Der Versuch, eine Übersicht über das europäische Städtewesen in seiner Gesamtheit statt weiterer Detailstudien vorzulegen, darf als gelungen gelten. Die vorliegende Untersuchung erreicht ihr Ziel, den Leser auf vieles hinzuweisen, was einer vertiefenden Analyse lohnenswert ist (vgl. S. XIIIf.).

Ein Ortsregister, eine in einen allgemeinen Teil (Nachschlagewerke, Geschichte und Topographie, Wirtschafts-, Sozial- und Rechtsgeschichte) sowie in einen speziellen Teil gegliederte Bibliographie, der zum einen nach einzelnen Ländern / Landschaften, zum anderen nach Städten geordnet ist, befinden sich am Ende des Buches. Zwar ist der Verzicht auf einen Anmerkungsapparat angesichts der Zielsetzung des Buches verständlich, dennoch bedauernd. So ist es dem Leser nicht möglich, die aufschlußreichen Quellenzitate zum Ausgangspunkt eigener Studien zu machen.

Münster

Engelbert Winter

THOMAS SCHOLZE, *Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen. Wien / St. Johann – Pongau 1990, 199 S., ÖS 248,-, DM 35,-.*

Wer den Titel mit der Absicht zur Hand nimmt, konkrete Konzepte zur Analyse und empirische Befunde von metropolitanen Lebensformen aus der Perspektive volkskundlicher Großstadtforschung kennenzulernen, um sich dem Untersuchungsgegenstand Großstadt zu nähern, wird sicher enttäuscht sein. Dagegen gibt der (als wissenschaftstheoretische Monographie des

deutschsprachigen Raums ab dem Ende des Ersten Weltkrieges) vorgelegte Band im Lichte der Volkskunde Auskunft über die Erforschung der Großstadt in wissenschaftstheoretischer, paradigmatischer und methodologischer Hinsicht. Berücksichtigung finden die interdisziplinäre Forschung – vorwiegend für die Zeit vor 1933 – und die Verflochtenheit mit den Gesellschaftswissenschaften.

Die Anfänge gegenwartsorientierter Großstadtforschung führt Scholze auf die Arbeiten Spamers (1883–1953), Peuckerts (1895–1969) und Schmidts (Repräsentant der Wiener Volkskunde, 1912–1981) zurück. Die Rede von einer interdisziplinären Großstadtdiskussion bis 1933 ist insofern irreführend, als der Autor gerade die Isolierung der Volkskunde von Soziologie, Sozialmedizin und Statistik herausarbeitet – Fächer, die mit der Entstehung der Großstädte entwickelt wurden.

Die Legitimation des Forschungsgegenstands Großstadt, also die Herausbildung einer Großstadtvolkunde, fällt mit der Ausbreitung nationalsozialistischen Gedankenguts zusammen. Auf der Grundlage der Skepsis gegenüber dem Großstädtischen schälte sich die Rolle der Volkskunde als Therapeut der »unvolkstümlichen Siedlungsform« Großstadt (S. 85) zwecks Wiederentdeckung von »urtümlichen Gemeinschaftsstrukturen« (S. 85) heraus.

Auch in der Zeit nach 1945 sieht der Autor zunächst keine neuen Ansätze in der volkskundlichen Großstadtforschung. Theoretische Reflexion und Internationalisierung der Volkskunde standen bis in die 60er Jahre aus. Nach wie vor blieb bis zu diesem Zeitpunkt die ideologische Festigung – vor allem im Rahmen der »Vertriebenervolkunde« – gefragt, in der die Stadt als »Sammel- und Reliktgebiet« (S. 108) in Erscheinung trat. Dem Hinweis auf die gesellschaftliche Bedeutung von »städtischen Brennpunkten« stand die Ablehnung von »großstädtischer Vermassung entwürzelter Existenzen« gegenüber (S. 108).

Den entscheidenden Schritt weg von der Großstadtvolkunde hin zur kulturwissenschaftlich orientierten Großstadtforschung auf der Grundlage methodologischer Neuorientierung sieht

Scholze in der Überschreitung »traditioneller Fach- und Gegenstandsgrenzen« (S. 141) durch den Einbezug sozialwissenschaftlicher (und historischer) Aspekte von Seiten der Tübinger Schule (repräsentiert durch Bausinger). Die theoretische Orientierung der kulturwissenschaftlichen Volkskunde zeichne sich insgesamt durch die Schwerpunkte »Alltagskultur und Lebensweltforschung« und die Analyse »kultureller Prozesse« sowie »sozialer Erfahrungsweisen kultureller Aneignung« (S. 163 f.) aus.

Großstadt wird im Rahmen des kulturwissenschaftlichen Paradigmas zu einem gleichberechtigten aber – wie der Autor anmerkt – gleichwohl noch immer defizitären Forschungsfeld der Volkskunde, dessen theoretisch-analytische Schwäche im Hinblick auf die Kategorie Großstadt herausgestellt wurde. Deren Überwindung setzt eine wissenschaftstheoretische Präzisierung kulturwissenschaftlicher Volkskunde und eine forcierte Öffnung für Nachbardisziplinen sowie die theoretischen Überlegungen und Forschungsergebnisse nicht deutschsprachiger Länder voraus. Die Wirkungen auf die volkswissenschaftliche Großstadtforschung bleiben laut Scholze gleichwohl abzuwarten.

Köln

Mechtilde Kießler

UWE RENNSPIESS, »*Jenseits der Bahn*«. *Geschichte der Ahleener Bergarbeiterkolonie und der Zeche Westfalen, Essen: Klartext 1989, Abb., 396 S., DM 36,-.*

Der Autor strebt »einen gut lesbaren Überblick« an, der »die mündliche Überlieferung des Stadtteils« nicht zuletzt für die Bewohner selbst sichern soll. Dementsprechend bildet »oral history« (50 Einzelinterviews, ergänzt um diverse Gesprächskreise) den methodischen Schwerpunkt der Arbeit. Dazu tritt die Auswertung von Literatur, Archivmaterialien und Zeitungen. Das Buch ist den Intentionen entsprechend in eher journalistischem Stil mit zahlreichen (schwarzweißen) Abbildungen gehalten, durch ausführliche Quellenverweise jedoch auch für wissenschaftlich interessierte Leser geeignet gestaltet.

In teils chronologischer, teils sachlicher Gliederung werden zunächst die Gründung von Zeche und Kolonie in der Kaiserzeit (I) und die Anfänge während des Ersten Weltkriegs (II) und zu Beginn der Weimarer Republik (III) geschildert. Die folgenden Kapitel beleuchten die Lebensbedingungen im Alltag (IV) einschließlich der Aspekte Schule, kirchliches Leben, Vereinswesen und Arbeitersport (V) in den 20er und 30er Jahren, der vom Autor als »klassisch« (S. 14) bezeichneten Zeit.

Sie bilden den interessantesten, weil am dichtesten die Kolonie selbst beschreibenden Teil, zu dem der Autor die meisten mündlichen Zeugnisse liefert, die detaillierte Einblicke in die Lebenswelt der Bergarbeiterfamilien bieten. Jedoch ist diese Stärke zugleich auch Schwäche: da praktisch alle zitierten Zeitzeugen als Kinder und/oder Jugendliche die genannte Zeit erlebten, erscheint deren Qualifikation als »klassische« zumindest auch als Kohorteneffekt. Eine Einbeziehung jüngerer Bewohner hätte möglicherweise zu Relativierungen geführt und nicht einfach einen Niedergang der Nachbarschaft seit den 50ern aufgezeigt – als das Fernsehen die Freizeit zu dominieren begann, der Stall durch die Garage und der Nutzgarten durch den Rasen ersetzt wurden (S. 102) –, sondern eventuell vorhandene qualitativ neue Formen städtischer Lebensweisen zum Vorschein gebracht.

Die weiteren Kapitel schildern die Entwicklung in der Endzeit der Weimarer Republik (VI) sowie während des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges bis in die unmittelbare Nachkriegszeit (VII). In den an überlokale historischen Ereignissen orientierten Kapiteln im ersten und dritten Teil werden diese jeweils in Beziehung zur Geschichte des Stadtteils gesetzt, um ihren lokalen Niederschlag einzufangen. Der Zeit bis Ende der 80er Jahre schließlich widmet der Autor leider nur eine ganz knappe Skizze (VIII). Eine Chronologie sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis bilden den Abschluß.

Von zentraler Bedeutung für die soziale Position der neugegründeten Kolonie und ihrer Bewohner im städtischen Raum ist die von Anfang an bestehende Polarität im Verhältnis zur alten

Stadt Ahlen. »Diesseits« und »jenseits der Bahn« trennen Welten, wobei die eher bürgerliche Stadt freilich über die Macht zur stigmatisierenden Etikettierung verfügt. Neben der an ausgeprägte politische Differenzen – auf der Grundlage ebenso tiefgreifender sozialstruktureller Unterschiede – geknüpften Symbolisierung der KPD-Hochburg als »Klein-Moskau« verweisen Bezeichnungen wie »Polackenviertel« oder »Klein-Istanbul« auf eine Kontinuität, in der die jeweiligen Label an der – stets auch ethnischen – Fremdheit eines großen Teils der Koloniewohner festgemacht wurden und werden, denen als Migranten typischerweise die harte Arbeit im Bergwerk »offen« stand.

Der Autor bietet an verschiedenen Stellen zahlreiche Belege für den Außenseiter-Status der Kolonie innerhalb Ahlens. Aus stadtsoziologischer Perspektive vermißt man jedoch ein Kapitel, in dem die empirischen Befunde analytisch zu durchdringen gewesen wären. Das von *Elias/ Scotson* am Beispiel der Gemeinde Winston Parva erarbeitete theoretische Konzept der Etablierten-Außenseiter-Figuration böte sich hier an. Der schlichte Verweis auf »Vorurteile« seitens der Ahleener erscheint jedenfalls zu einfach. Um die ganze Dynamik dieser sozialen Verflechtung nachzuzeichnen, hätten in systematischer Weise sowohl die Perspektive Ahleener Bürger, als auch die Prozesse der Wir-Gruppenbildung innerhalb der Kolonie – nicht zuletzt ablesbar an der Ausbildung zahlreicher eigenständiger Quartiers-Institutionen – einbezogen werden können. Denn dort wurde wiederum zum Außenseiter, sprich »Arbeiterverschleiser«, ja »Kapitalist« (S. 223), wer etwa vom Arbeitersport zu einem bürgerlichen Verein in der Stadt wechselte. Generell erföhre man gerne näheres über Abgrenzungen und soziale Untergliederungen innerhalb der Kolonie, die es angesichts allein der ethnischen Vielfalt, die sich u. a. in den landsmannschaftlichen Vereinigungen manifestierte (S. 182 ff.), gegeben haben muß. Den unbefriedigend knappen und widersprüchlichen Informationen zur ethnischen, religiösen und politischen Strukturierung der Nachbarschaft (S. 117 f.) hätte der Autor intensiver nachgehen sollen. Vermutlich beruhen diese Lücken und das deshalb

letztlich doch allzu einheitlich wirkende Buch »der Kolonie« auf der Auswahl der Gesprächspartner, über deren Kriterien bedauerlicherweise nichts mitgeteilt wird.

Ihren Schilderungen hat der Autor unverkennbar mit Sympathie, jedoch nicht unkritisch und die Tücken erinnerter Geschichte reflektierend, zugehört und dokumentiert so eine deutlich aus der Perspektive der Bergarbeiter und ihrer Familien – und damit zwangsläufig stark kommunistisch geprägte – Geschichte der Kolonie, bei der allerdings gelegentlich die Einfühlung etwas weit geht, wenn etwa Gewalttätigkeiten in den politischen Auseinandersetzungen der Weimarer Zeit mit der »Mentalität als harte, zupackende Arbeiter« (v)erklärt werden (S. 269).

Diese zum Teil von außen an die Arbeit herangetragenen Kritikpunkte schmälern allerdings nicht den positiven Gesamteindruck. Der Autor ist – nicht zuletzt angesichts begrenzter Möglichkeiten im Rahmen eines zweijährigen Projekts – seinen selbst gestellten Ansprüchen zweifellos gerecht geworden und hat ein plastisches und ausgesprochen materialreiches, anders kaum mehr rekonstruierbares Stück Arbeiter-, Alltags- und Stadtgeschichte festgehalten.

Köln

Josef Eckert

MERVIN MILLER, *Raymond Unwin: Garden Cities and Town Planning, London / New York: Leicester University Press 1992, Abb., 300 S.*

Die Entstehung der Stadtplanung in England ist auf das engste mit dem Namen Raymond Unwin (1863–1940) verknüpft. In einer Vielzahl von Publikationen, Institutionen und Kommissionen und eigenen Planungen hat Unwin die Idee und die Notwendigkeit der Stadtplanung vertreten und umgesetzt. Stadtplanung war für Unwin vorwiegend Stadterweiterungsplanung, also die Planung von neuen Siedlungen am Stadtrand, die er mit der Gartenstadtidee verknüpfte. Miller verbindet daher in diesem Buch auch eine Biographie Unwins mit der Entstehung der Diszi-

plin des Städtebaus in England und der Herausbildung städtebaulicher Leitbilder.

Neben dem familiären Hintergrund prägte vor allem die Partnerschaft Unwins mit dem Architekten Barry Parker seine Arbeit und sie sollte für die architektonische und städtebauliche Ausbildung der Gartenstadtidee richtungweisend werden. Unwin kannte die deutschen Stadterweiterungspläne der damaligen Zeit und die relevanten Publikationen von Reinhold Baumeister, Josef Stübben und Camillo Sitte und zusammen mit dem Bild der pittoresken mittelalterlichen Stadt bildeten sie den Hintergrund für seine Planungsvorstellungen, die manchmal wie die Übertragung Rothenburgs auf englische Verhältnisse anmuten.

Dem Plan Unwins für den philanthropischen Unternehmer Joseph Rowntree (1871–1954) »New Earswick« (bei York) folgten weitere Vorstadtplanungen. 1903 wurde die Gartenstadt Letchworth nördlich von London eröffnet, bei der Unwin die mechanistischen Diagramme Howards in ein realistisches städtebauliches Konzept umsetzte. Wurde Letchworth als Stadtneugründung im Howardschen Sinne konzipiert, bildete die Planung von Vorstädten und Stadtrand-siedlungen eher das alltägliche Geschäft der Stadtplanung. Bei der Planung des Londoner Vororts Hampstead Heath (1910–1911) Übertragung Unwin das Gartenstadtkonzept auf die Planung eines »normalen« Stadtteils. Durch die geschickte Anordnung von kleinen Hausgruppen, gekrümmten Straßen und Ausnutzung der Topographie gelang eine planerische Konzeption, die die sonst übliche Monotonie der englischen Vorstädte überwand und zum Vorbild für weitere ähnliche Vorhaben werden sollte. Letchworth und Hampstead begründeten die Legende um Unwin, die Siedlungspläne wurden in unzähligen Publikationen als maßstabsetzend reproduziert und bei ähnlichen Aufgabenstellungen von anderen Planern kopiert.

Theoretisch fußen Unwins Gedanken auf seiner kleinen Schrift »Nothing Gained by Overcrowding« (1912), die von der Gartenstadt- und Stadtplanungsgesellschaft herausgegeben wurde. Unwin belegt in dieser Publikation, daß bei einer durchdachten Straßenordnung mit kleine-

ren Wohnhausgruppen die Monotonie und hohe Dichte der englischen Vorstädte und das »Zusammenpressungssystem« vermieden werden könne. Von der Vielzahl seiner weiteren Publikationen ist noch vor allem das für England damals erste grundlegende Buch über Stadtplanung »Town Planning in Practice« (1909) zu erwähnen, das auch in deutscher Übersetzung erschien.

Neben der planerischen Arbeit wirkte Unwin in einer Vielzahl von nationalen und internationalen Kommissionen. Auf seine Arbeit geht die Internationale Stadtplanungskonferenz in London 1910 und die Gründung des Town Planning Institutes (1914) zurück, bei dem Unwin zeitweise auch Vizepräsident war. Einige Zeit war er Präsident des einflußreichen Royal Institute of British Architects (RIBA) und 1928 wurde Unwin nach dem Tode Howards zum Präsidenten des Internationalen Verbandes für Wohnungswesen und Städtebau (IHTPF) gewählt.

Als »Patriarch« der Stadtplaner war Unwin schon zu Lebzeiten zur Legende geworden und Publikationen von Schülern und »Verehrern« ließen eine neue wissenschaftliche Aufarbeitung umso wünschenswerter erscheinen. Millers Buch bietet eine komprimierte Darstellung von Unwins Lebenswerk, der Herausbildung der Stadtplanung und der Umsetzung des Gartenstadtkonzepts in England. Der Autor bemüht sich um eine kritische Würdigung, die Unwins Wirken vor dem gesellschaftlichen und politischen Hintergrund reflektiert, wenn auch eine (versteckte) Sympathie für den »Grand Old Man« durchschimmert. Es ist dem Buch anzumerken, daß es auf einer langjährigen Forschungsarbeit und der breiten Auswertung von Quellenmaterial beruht. Wer sich mit der Geschichte des Städtebaus in England beschäftigen will, wird kaum an diesem Buch vorbeikommen, dessen weite Verbreitung nur der hohe Preis erschweren wird.

Hamburg

Dirk Schubert

J. A. YELLING, *Slums an Redevelopment. Policy and practice in England 1918–1945 with particular reference to London, London: UCL Press 1992, Abb., 210 S.*

Mit diesem Buch legt Yelling den zweiten Teil seiner auf insgesamt drei Bände angelegten Arbeit über die Geschichte der Stadterneuerung in England unter besonderer Berücksichtigung Londons vor. Der jeweilige Umgang mit den Slums bildet einen Schlüssel für Fragen der Art und Weise staatlicher Interventionen, für Entscheidungen ob privater oder öffentlicher Wohnungsbau, der Stadt-Wohnungs- und Mietenpolitik und der Wiederunterbringung- bzw. Umsiedlung der Betroffenen. Methodisch ist die Arbeit als eine historische Evaluierung der Slum-Clearance-Programme angelegt, die auf die Originalquellen zurückgreift.

Yelling skizziert zunächst zusammenfassend die Ausgangsbedingungen und die Sanierungsgeschichte am Beispiel Londons bis zum Ersten Weltkrieg, bevor er die neuen Weichenstellungen staatlicher Interventionen der Nachkriegszeit ausführt. Die Versprechungen auf »Homes for Heroes« ließen die Erneuerungspolitik damals zunächst in den Hintergrund rücken, bei dem großen Wohnungsmangel war eine Slumwohnung besser als keine Wohnung. Mietenkontrolle und unzureichende Instandhaltung ließen den Umfang der Slums noch eher zunehmen, bis Mitte der Zwanziger Jahre mit mehreren Gesetzen ein neuer Anlauf in der Sanierungspolitik genommen wurde. Ziel war es, durch eine bessere Kooperation von Mieter und Vermieter zu einer Art präventiver Erneuerungspolitik zu gelangen.

Mit der Weltwirtschaftskrise nach 1929 und dem englischen Weg des New Deal beginnt eine neue Phase der Sanierung, die mit dem Slum Clearance Act (Greenwood Act 1930) begleitet von einer umfangreichen Propaganda fortgesetzt wird. Mit erweiterten Befugnissen wird dadurch die Durchführung von Sanierungsmaßnahmen erleichtert. Umfangreiche Programme zur Beseitigung der Slums werden auf nationaler und kommunaler Ebene festgelegt. Parallel mit einer Kampagne zur Beseitigung der Überbe-

legung von Wohnungen wurden große Bereiche abgeräumt und über 1 Million Menschen in England »umgesiedelt«. Zusammen mit den Folgen der deutschen Bomberangriffe bildeten diese Bereiche größere zusammenhängende Flächen, auf denen im Rahmen großzügiger Wiederaufbauplanungen (z. B. Greater London Plan 1943 von Forshaw und Abercrombie) neue Wohngebiete nach dem Prinzip der Nachbarschaftsidee entstanden.

War London bis zum Ersten Weltkrieg das zentrale Experimentierfeld zur Stadtsanierung, werden in den zwanziger und dreißiger Jahren diese Erfahrungen zu einer nationalen Stadterneuerungspolitik ausgebaut. Zentrales Problem der Sanierung war neben der Frage der Entschädigung der Haus- und Grundeigentümer wie schon im 19. Jahrhundert die Frage der Wiederunterbringung der sanierungsbedingten Bevölkerung. Da die Wiederunterbringung auf den in der Regel innerstädtischen Flächen aus ökonomischen Gründen mißlang, wurde zu einer systematischen Verteilungs- und »Streuungspolitik« übergegangen. Verbunden mit dem Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs wurde so einer immer weiter ausgreifenden Suburbanisierung Vorschub geleistet.

Die bisherigen Veröffentlichungen zur Sanierung in London entstanden größtenteils aus der Sicht der Verwaltung und beteiligter Planer und Architekten, bezogen sich vorwiegend auf städtebauliche und architektonische Aspekte und waren meist einseitig und unkritisch angelegt. Wie auch beim ersten Teil beruht diese Arbeit dagegen auf einer umfangreichen Auswertung von Quellenmaterial, und Yelling gelangt dadurch zu anderen Schlüssen. Die Sanierung war für die betroffenen Bewohner ein fremdbestimmter, zwanghafter Prozeß der Modernisierung von Lebens- und Wohnverhältnissen. Er ging einher mit einer räumlichen Vertreibung und/oder höheren Mietbelastungen. Die Euphorie der Planer über eine »erfolgreiche« Sanierungspolitik wurde von den betroffenen Bewohnern durchaus nicht immer geteilt. Yellings Analyse aufgrund der Auswertung des Quellenmaterials illustriert die Widersprüche und Konflikte zwischen Programmatik, Plan und der Realität für

die Betroffenen. Eine Vielzahl von Übersichten und ein Register machen das Buch zu einem wichtigen Nachschlagewerk für die Geschichte der Stadterneuerung in England.

Hamburg

Dirk Schubert

THOMAS TOPFSTEDT, *Städtebau in der DDR 1955–1971*, Leipzig: Seemann 1988, Abb., 208 S., DM 49,-.

Die »DDR-Städtebaugeschichte« erscheint Topfstedt »als ein auf weiten Strecken noch unbekanntes Territorium«, da »präzise, auf Auswertung aller noch verfügbaren Archivalien beruhende Dokumentationen der lokalen Bau- und Planungsgeschichte der Städte« fehlen würden. »In Anbetracht der... Forschungssituation« sieht er seine Publikation »konzeptionell... als ein »Abriß« mit dem »Mut zur Lücke«. »Vorzugsweise« sollten den Fragen nach den Lösungen der Raumbildungsprobleme »unter den völlig neuartigen Bedingungen des industriellen Bauens«, nach der Entwicklung der »städtebaulichen Leitbilder... zur Weiterführung des Wiederaufbaus bzw. zur komplexen Umgestaltung der Städte« und nach den »realen stadtgestalterischen Ergebnissen« nachgegangen werden. Als »tragfähiges Gerüst der... Periodisierung« der Städtebaugeschichte wurden – wie damals üblich – »die baupolitischen Grundorientierungen der Parteitage der SED und die zum Bauwesen gefaßten Regierungsbeschlüsse« befunden. So wird denn auch mit der Darlegung der bau-, städtebau- und wohnungspolitischen Beschlüsse auf den Parteitag und -konferenzen der SED sowie der entsprechenden Ministerratsbeschlüsse und -direktiven begonnen (»Baupolitische Grundorientierungen«). Das folgende Kapitel befaßt sich mit der »Industrialisierung des Wohnungsbaus und ihrem gestaltprägenden Einfluß auf Architektur und Raumbildung« (»Industrialisierung im Wohnungsbau – vom Wohnkomplex zum Wohngebiet«). Der »schrittweise vollzogene Wandel vom Wohnkomplex-Schema zu den größeren städtebaulichen Struktureinheiten der Wohngebiete« wird am Beispiel der

»neuen Städte« Eisenhüttenstadt, Hoyerswerda und Halle-Neustadt und der Erweiterung in Schwedt/Oder nachgezeichnet. Die »Grundprobleme des Wiederaufbaus und der Umgestaltung der Stadtzentren«, d. h. der »Wandel und (die) Kontinuität des Städtebauleitbildes«, »das Verhältnis zum städtebaulichen Erbe« und die »Architektur als »Bildzeichen«, sind die Gegenstände des vierten Kapitels (»Wiederaufbau und Umgestaltung der Stadtzentren«), die im letzten und umfangreichsten Kapitel am Beispiel der »Planungs- und Baugeschichte« ausgewählter »Stadtzentren« (Berlin, Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Dresden, Rostock, Schwerin, Neubrandenburg, Frankfurt/Oder, Potsdam, Cottbus, Magdeburg, Halle/Saale, Erfurt, Gera und Suhl) veranschaulicht werden (»Zur Planungs- und Baugeschichte einiger Stadtzentren«).

Diese »DDR-Städtebaugeschichte« kann tatsächlich nur als »Abriß« bezeichnet werden. Stromlinienförmig wird hier in Zusammenführung von Sekundärliteratur diese Geschichte sektoral als von der Politik, von Partei und Regierung vorangetriebene, bestimmte Entwicklung städtebaulicher Leitbilder und Ästhetik, Industrialisierung des Wohnungsbaus sowie »sozialistische Umgestaltung alter Stadtstrukturen« (Topfstedt) beschrieben. Interpretationen und »kritische« Bewertungen traute sich der Autor ausschließlich nur auf der Ebene der Ästhetik zu; die punktuelle wirkliche Auseinandersetzung findet nicht selten nur in den Anmerkungen statt, wobei zumeist auf die Urteile anderer Autoren – vermutlich zur Absicherung der eigenen – zurückgegriffen wird. Von der meines Wissens auch in der Fachwelt der ehemaligen DDR bekannten Erkenntnis, daß Entwicklungen im Städtebau nicht auf die politische, technische, ästhetische und baupraktische Dimensionen zu reduzieren sind, sondern daß für die Erklärung dieser Entwicklungen wesentliche Momente bzw. Dimensionen der territorialen, regionalen und lokalen Ökonomie, des Sozialen, des Sozialkulturellen und des Administrativen sowie des vorherrschenden Planungssystems aufzuspüren wären und miteinbegriffen werden müssen, sind kaum Ansätze zu finden. Dabei hätte schon die einfache gedankliche Zusammenführung der

drei allgemeinen Kapitel zu den »baupolitischen Grundorientierungen«, zur »Industrialisierung im Wohnungsbau« und zu »Wiederaufbau und Umgestaltung der Stadtzentren« dem Autor zusätzliche Perspektiven eröffnet, die sicherlich nicht nur zu einer anderen, wirklichkeitsgetreueren Periodisierung der »DDR-Städtebaugeschichte« geführt hätten. Es wäre dadurch vielleicht auch die Möglichkeit eröffnet worden, daß die Ungleichmäßigkeiten und Ungleichzeitigkeiten nicht nur im praktischen Städtebau, sondern auch schon auf der Ebene der Politik, der Bautechnik und -produktion, der Leitbilder und Ästhetik oder die Kluft und das »time-lag« zwischen politischen Verlautbarungen und Bau- bzw. Stadtbaupraxis ins Blickfeld des Autors gerückt wären. In der Begrenzung des Städtebaus bzw. der »Städtebaugeschichte« auf Bautechnik, Bauproduktion und Ästhetik und deren Grundlage auf Politik und Ideologie sowie in der sektoralen Betrachtungsweise unterscheidet sich Topfstedts Arbeit kaum von der traditionellen Städtebaugeschichtsschreibung in der »alten« Bundesrepublik. Auch hier schienen – wie es einmal ein Kollege aus der damals Noch-DDR formulierte – die beiden deutschen Staaten »schon längst vereinigungsreif«. Topfstedt hat selbst die Grenzen seiner Arbeit gesehen. Für ihn ist nur ein »langfristig interdisziplinäres Zusammenwirken« aller relevanten Wissenschaftsdisziplinen in der Lage, »die Städtebauleistungen der DDR vor dem zeitgeschichtlichen und kulturhistorischen Hintergrund der jeweiligen Entwicklungsstufe als bauliche Zeugen des Werdens und Wachsens der sozialistischen Gesellschaft zu dokumentieren und zu interpretieren«; hinzugefügt bzw. fortgeführt werden müßte: »als bauliche Zeugen des Niedergangs und der Auflösung der sozialistischen Gesellschaft«. Aufgrund meiner Erfahrungen mit und in den historischen Ereignissen um die Auflösung der ehemaligen DDR seit dem November 1989 bin ich sehr skeptisch, ob in näherer Zukunft eine solche notwendige komplexe Aufarbeitung und »Bewältigung« der »DDR-Städtebaugeschichte« überhaupt in Angriff genommen werden kann. Dies liegt nicht nur an der leider immer noch andauernden totalen unkritischen bzw. anbietenden

Abwertung aller wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen in der ehemaligen DDR (mit ein Grund, warum ich diese Rezension vorläufig zurückgehalten habe). Ich sehe zur Zeit auch keinen »Träger« einer solchen Aufarbeitung und »Bewältigung« angesichts der weit verbreiteten psychischen und kognitiven Unfähigkeit und des teilweise sogar offen bekundeten Unwillens potentieller »Träger« gegenüber einem solchen Projekt.

Berlin

Erich Konter

ROBERT KOCH / EBERHARD POOK (Hrsg.), *Karl Schneider. Leben und Werk (1892–1945)*, Hamburg: Dölling und Galitz 1992, DM 58,-.

Als Begleitung zu einer anläßlich des 100. Geburtstages von Karl Schneider im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe gezeigten Ausstellung erscheint auch ein »Katalog« über das architektonische und planerische Werk dieses für die Phase des Neuen Bauens besonders wichtigen Hamburger Architekten. Aufgrund des Stellenwertes der Texte ist die vorliegende Veröffentlichung nicht nur als »Bilderbuch« einzuschätzen, sondern sie ist deutlich erkennbar das Ergebnis einer mehrjährigen Forschung über den seit seiner Emigration im Jahre 1938 noch weitgehend in Vergessenheit geratenen Gestalter einiger bedeutender Wohnsiedlungen der Zwanziger Jahre. Bei einem Blick über das Werkverzeichnis ist es schon überraschend, wieviel Schneider in der relativ kurzen Zeit seines Schaffens in Hamburg mit seiner jungen Mannschaft erreichen konnte, und es ist ebenso erschreckend, wie schnell diese architektonische Leistung trotz beachtlicher zeitgenössischer Rezeption aus dem kollektiven Gedächtnis der Fachwelt wieder verschwunden ist, schließlich besitzen seine im Rahmen des Massenwohnungsbaus entstandenen Werke auch heute noch künstlerische und wohnpolitische Bedeutung.

Als herausragende Objekte des Gesamtwerkes gelten seine Bauten in der Jarrestadt und das Landhaus Michaelsen in Blankenese. Bei dem

schon 1923 begonnenen Projekt einer Villa für reiche Leute besticht Schneider durch die überzeugende Kombination herkömmlicher Elemente mit dem Stil des Neuen Bauens. Bei der in den Massenwohnungsbau für untere Einkommensschichten einzuordnenden Jarrestadt konnte Schneider nach einem gewonnenen »Ideenwettbewerb« im Jahre 1926 den zentralen Block der Siedlung verwirklichen und dabei eine gelungene Kombination der städtebaulichen Erfordernisse mit den wohnpolitischen Forderungen dieser Zeit in die Praxis umsetzen. Beide Objekte zeigen die Spannbreite seines Wirkens und bilden zugleich eine herausragende Doppelspitze. Mit diesen Bauten ist Schneider durchaus mit den anderen in der heutigen Rezeption »benachteiligten« Architekten und Planern des Neuen Bauens, also etwa mit Erwin Gutkind oder Otto Haesler vergleichbar.

Neben der inhaltlichen und bildlichen Aufarbeitung des Hamburger architektonischen Werkes von Schneider sind zwei Aspekte dieses Buches von besonderer Wichtigkeit; zum einen die Thematisierung der Arbeitsmöglichkeiten für im doppelten Sinne engagierte Architekten im Dritten Reich, zum anderen die Aufarbeitung des eher künstlerischen, designbezogenen Werkes von Schneider nach seiner Emigration in die USA. In seinem Beitrag über die einzelnen Mitarbeiter und ihre Wege nach dem Ende des Büros Schneider skizziert Wolfgang Voigt deren berufliche Lebenswege nach; sofern sie nicht auswandern, werden sie im Laufe der Jahre alle in die Planungen des Dritten Reiches eingebunden und machen hierbei trotz temporärer Probleme partiell sogar Karriere. Nur Schneider selbst erhält trotz politischer Verbiegungen aufgrund seiner Bekanntheit als herausragender Vertreter des Neuen Bauens keine Chance zu weiterer beruflicher Tätigkeit und wandert im Jahre 1938 wie andere bekannte Kollegen und einige seiner früheren Mitarbeiter nach Amerika aus. Es kommt bei ihm aber nicht zu einer zweiten Karriere wie bei Gropius, Breuer oder Mies, sondern Schneider muß auch drüben um sein ganz pragmatisches Überleben kämpfen. Auch wenn seine dortige Tätigkeit als Kaufhaus-Designer für den Sears-Konzern kaum mit den expressionistisch

anmutenden Lösungen seiner vorherigen Schaffensphase zu vergleichen ist, so ist die hier geleistete Aufarbeitung seiner Produktentwürfe und der Systemstudien für die Gestaltung neuer Verkaufsanlagen seines Arbeitgebers für das Gesamtbild Schneiders wichtig.

Der Ausstellungskatalog ist sicherlich mehr als eine Reproduktion des im Museum Geschehenen; hierin wird nicht nur eine erstmalige Übersicht über die gebauten, aber auch die nicht gebauten Projekte Schneiders gegeben, sondern vor allem auch eine stadtbaugeschichtliche Einordnung des für Hamburg herausragenden Verfechters des Neuen Bauens geleistet. Wie bei jeder derartigen Aufarbeitung wird das Objekt der Betrachtung dabei sicherlich leicht überhöht, aber dennoch richtig in die Schar der heute bekannteren Planer des Neuen Baues repositioniert. Schneider hat mit dieser Ausstellung und vor allem der vorliegenden Veröffentlichung auch in der aktuellen Rezeption wieder seinen ihm gebührenden Platz erhalten. Dem Katalog wird es hoffentlich ebenso ergehen.

Hamburg

Ronald Kunze

RUDOLF HIERL, *Erwin Gutkind (1886–1968), Architektur als Stadtraumkunst, Birkhäuser: Basel / Berlin 1992, Abb., DM 118,-.*

Etwa zeitgleich zu dem Hamburger Karl Schneider wirkt in Berlin der etwas ältere Erwin Gutkind als Planer von insgesamt 12 Siedlungen oder großer Wohnblocks im Stile des Neuen Bauens; zu seinen frühen Wohnquartieren zählen kleinere Genossenschaftssiedlungen in Berlin-Wittenau (1924–1927). Bedeutender und architektonisch wuchtiger sind die ab Mitte der Zwanziger Jahre in seinem spezifischen expressionistischen Architekturstil gehaltenen Wohnhausgruppen in Lankwitz, Pankow und Lichtenberg. Die meist in Klinker und Putz abgesetzten Bauten lassen mit ihren hervorstechenden horizontalen Bändern als Teile von unter qualitativem Aspekt bemerkenswerten Siedlungen nie einen Zweifel an der Urheberschaft auftreten. Gut-

kind gelingt die Verwirklichung eines überschaubaren Massenwohnungsbaues mit deutlichem gestalterischem Akzent.

Für die spätere Einordnung wichtig sind auch die in diesem Buch ausführlich dargestellten nicht zur baulichen Umsetzung gekommenen Planungen und städtebaulichen Gutachten. Eine für Harburg-Wilhelmsburg im Jahre 1928 erarbeitete Studie zeigt die Möglichkeiten auf, die beiden damals gerade zur jüngsten preußischen Großstadt vereinigten Städte auch städtebaulich zu verbinden. Nach dieser nicht verwirklichten Planung wäre neben einem neuen städtischen Zentrum mit Rathaus und Fernbahnhof nördlich der Süderelbe eine nach der Konzeption der Gartenstadt und zugleich in strikter Zeilenbauweise geplante moderne Großsiedlung unvergleichlichen Ausmaßes entstanden.

Im Gegensatz zu zahlreichen Kollegen mit einer eher pragmatischen Ausbildung an den Bauwerksschulen beginnt Gutkind seine berufliche Laufbahn als promovierter Akademiker im Regierungsdienst und arbeitet fast 10 Jahre in verschiedenen staatlichen Behörden. Erst in den frühen Zwanziger Jahren orientiert er sich neu und läßt sich als freischaffender Architekt nieder. Nach nur einem Jahrzehnt praktischen Schaffens muß auch Gutkind schon 1933 im Dritten Reich nach Amerika emigrieren. Trotz der in der Fachliteratur sehr umfangreich rezipierten Wohnbauten gerät auch er wie viele andere Kollegen in Vergessenheit, obwohl er im Gesamtwerk neben seinen Bauten und seinen als Projekt steckengebliebenen Arbeiten auch noch eine ganze Reihe bedeutender Bücher und Aufsätze hinterläßt. Angesichts der »Konkurrenz« bedeutender Vertreter des Neuen Bauens ist die angemessene Einordnung nachträglich gar nicht so einfach, zumal wenn man seinen Untersuchungsfall immer nur an bekannten Größen wie Walter Gropius, Ernst May, Bruno Taut oder gar Le Corbusier mißt. Mit der vorliegenden Arbeit versucht der Autor eine der zahlreichen Lücken in der historischen Betrachtung der doch wesentlich zahlreicheren Architekten des Neuen Bauens zu schließen und am Beispiel von Erwin Gutkind das Material neu zu bewerten. Insbesondere werden dabei auch die seit der Öffnung

Ostberlins wieder leichter zugänglichen Bauten in diesem Teil der Stadt samt ihren historischen Hintergrundinformationen in die bekannte Baugeschichte eingebaut. Mit diesem liebevoll und wertvoll zugleich erscheinenden Buch zeigt Rudolf Hierl unübersehbar auf, daß die Geschichte des neuen Bauens viel facettenreicher ist, als man es bisher anhand der wenigen mittlerweile in der historischen Analyse durchdrungenen Planer erkennen konnte. Diese für die zukünftige Rezeption des Neuen Bauens wichtige Aufgabe des Buches wird ein wenig konterkariert durch den stattlichen Preis des bei der fotografischen Wiedergabe ausschließlich in schwarz-weiß gehaltenen Werkes. Damit wandert »Gutkind« wahrscheinlich nur in die Regale der Leser, die sein Werk schon vorher als wichtig einschätzten.

Hamburg

Ronald Kunze

ALFRED FISCHER, *Neue Architektur durch Ummutzung alter Gebäude und Anlagen / New Life in Old Buildings, Stuttgart: Krämer 1992, deutsch / englisch, 500 Abb., 164 S., DM 125,-.*

Das Buch ist gegliedert in eine Einleitung von ca. 30 Seiten und den Bildteil mit 26 Beispielen zu den Themen: Wohnen (4 Beisp.), Museum, Ausstellung (5), Verwaltung, Büro, Atelier (6), Schule, Hochschule, Institut, Bibliothek (8), multifunktionales Zentrum (3). Zunächst geht der Verfasser kurz auf die Ursachen von Leerständen ein, wobei Schwerpunkt der Darstellung naturgemäß das Problem der Gewerbebauten bildet. Stichworte dazu: Der rasante Funktionswandel der Innenstädte ab Mitte der 50er Jahre, verschärfte (Umwelt)gesetzgebungen, Verschwinden ganzer Produktionszweige. Interessant der Hinweis: »Auch Auflagen der Denkmalschutzbehörden führten dazu, daß Standorte aufgegeben wurden. Daraus ergab sich nicht selten die kuriose Situation, daß eine Behörde, welche die alte Bausubstanz eigentlich schützen sollte, mit ihren oft restriktiven denkmalpflegerischen Vorschriften genau das Gegenteil erreichte...« (S. 10). Der Gesinnungswandel weg

von der Abrißmentalität der 50er Jahre hin zur heutigen Strategie der erhaltenden Erneuerung wird angedeutet.

Gründe für Umnutzungen werden in Kapitel 3 ausführlicher beleuchtet, Vor- und Nachteile gegenübergestellt. Vorteile können sein: Erhalt der vertrauten Quartiersumgebung, Impulse für das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben, Möglichkeiten für Funktionsmischung vor allem bei großräumigen Anlagen, dadurch Steigerung des Wohnwertes, Nutzung der vorhandenen Erschließung und technischen Infrastruktur, Erhalt wertvoller (grüner) Freianlagen und die Verringerung der Umweltbelastung durch sparsamere Verwendung neu zu produzierender Baustoffe. Schließlich eine leichtere Beteiligung der Bürger am Planungsprozeß, da das Gebäude schon anschaulich vor Augen steht.

Nachteile, Schwierigkeiten können entstehen: durch Auflagen des Denkmalschutzes, durch erhöhtes Verkehrsaufkommen, der Schwierigkeiten beim Parkplatzangebot sowie durch die Gefahr der Verdrängung einfacher Bevölkerungsschichten bei der Umstrukturierung größerer Areale.

Zu den wirtschaftlichen Aspekten äußert sich der Verfasser widersprüchlich: Er spricht zunächst das Problem der z. T. hohen Grundstückskosten an. Diese seien aber u. U. zu kompensieren, denn: »Wenn man von einer relativ gesunden und intakten Rohbausubstanz ausgehen kann, liegen die notwendigen Herstellungskosten deutlich unter den Erstellungskosten für einen Neubau. Zudem wirkt sich die meist schon vorhandene Erschließung des Bauwerks und des dazugehörigen Freibereiches positiv auf die Kostenentwicklung aus« (S. 18). Aber einige Seiten weiter heißt es: »Eine weitere Schwierigkeit im Vorfeld der geplanten Umnutzungsmaßnahme liegt in der Unsicherheit der zu erwartenden Kosten. Trotz der Vielzahl von schon durchgeführten Umbauprojekten stehen noch nicht ausreichend Vergleichswerte zur genauen Kostenschätzung zur Verfügung« (S. 26).

Immerhin, bei acht Projekten sind Kosten- und Flächenausgaben jeweils in einer Tabelle vergleichbar aufgeschlüsselt. Auch die u. U. höheren Folgekosten können sich negativ auf ein

Umbauprojekt auswirken, auf das Problem der Altlasten (das ja auch ein Neubauprojekt belasten würde) wird hingewiesen. Insgesamt erscheint hier die Einleitung trotz nützlicher Hinweise zu weitschweifig, es gibt Wiederholungen. Forderungen und Thesen sind meist recht allgemein formuliert. Nun gut, denkt der Leser, konkret wird's dann ja im Beispielteil. Dies ist aber nur bedingt der Fall, wobei ich allerdings zunächst feststelle, daß ich alle gezeigten Beispiele interessant finde, wenn auch nicht klar ist, nach welchen Kriterien die Auswahl stattgefunden hat. Es wird eben eine bunte Mischung angeboten, die man vielleicht als einen Überblick bezeichnen kann.

Aber dabei fehlt mir z. B. im Bereich des Wohnungsbaues wenigstens ein gut ablesbares Beispiel für das immer wieder auftretende Problem der Umnutzung mehrgeschossiger tiefer (20 m und mehr) Gewerbebauten und Lagerhäuser (gute Lösungen dafür sind ja erarbeitet, s. Stollwerck / Köln, Trumppfabrik / Aachen, Entrepotdock / Amsterdam). Nur einmal sind in diesem Buch – beim Beispiel Textilfabrik / Engelskirchen – solche Wohnungstypen ansatzweise zu sehen, aber leider kaum zu erkennen.

Denn hier sind wir beim zweiten Problem des Beispielteiles: Das ist die z. T. schlechte Wiedergabe und Präsentation der Pläne: Die Lagepläne (5x nicht vorhanden) sind manchmal kaum zu lesen und zu deuten, sind vielfach auf die engste Gebäudeumgebung beschränkt, dabei ist dem Verfasser die städtebauliche Einbindung doch besonders wichtig. Auch Freiräume sind oft nicht dargestellt und ablesbar. Viele Grundrisse, Ansichten, Schnitte sind einfach zu klein wiedergegeben und werden damit unlesbar (z. B. Projekt Engelskirchen M 1:800, Projekt Tobacco Dock M 1:2500. Sie sind meist nicht beschriftet, manchmal fehlen wichtige Grundrisse (z. B. bei Mühle / Tiefenbrunnen ist nur der EG/UG-Grundriß wiedergegeben). Insgesamt wird dadurch ein Studium vieler interessanter Beispiele zu mühsam, vieles ist einfach nicht zu erkennen.

Daß es auch anders geht, zeigen eine Reihe besser aufbereiteter Projekte (u. a. Dorfschulhaus / Pfaffenhofen, Lokomotivremise / Rosenheim, Tabakscheunen / Viernheim).

Die erläuternden Texte haben meist beschreibenden Charakter. Die in der Einleitung genannten Themen wie Erhaltung, Einbeziehung von Freiräumen, Einbindung ins Quartier, Verkehrserschließung und -probleme, Bürgerbeteiligung usw. werden kaum angesprochen. Aber auch die denkmalpflegerische Problematik wird vom Verfasser wenig diskutiert, für den Leser selbst wird sie wegen der zu spärlichen Gegenüberstellungen von Alt und Neu kaum nachvollziehbar, das zeigt etwa das Beispiel Männergefängnis Tute-sall: Ist das noch die Umnutzung eines alten oder im Grunde der Bau eines neuen Gebäudes? (Neuer pompöser Sockel, neuer Mitteleingang im »Revolutionstil«, neue Dachlandschaft, neuer Innenraumeindruck...). Ist dieser Umbau noch legitim, wo hört hier die Denkmalpflege auf und wo fängt Disneyland an? Diese Fragen bleiben vom Verfasser unbeantwortet, der Leser kann auf Grund der unbefriedigenden Pläne nur Vermutungen anstellen. Insgesamt gilt für dieses doch recht teure Buch: weniger – aber genauer – wäre mehr gewesen.

Aachen Hans Schmalscheidt

HAMBURGISCHE ARCHITEKTENKAMMER (Hrsg.), *Architektur in Hamburg. Jahrbuch 1992, Hamburg: Junius Verlag 1992, Abb., 160 S., DM 58,-.*

»... in jedem Jahr neu vorgenommen werden« sollte »die Beschreibung« von Architektur in der Kunstregion Hamburg. So umriß der damalige Präsident der Hamburgischen Architektenkammer, Walter J. M. Bunsmann, 1989 im ersten Band des Hamburger Architekturjahrbuchs einleitend das Vorhaben der Kammer, in Zukunft jährlich ein Jahrbuch für Hamburg herauszugeben. Es sollte »Ort der Architekturkritik« sein und so der gesetzlichen Aufgabe der Kammer, »die Baukultur und das Bauwesen zu pflegen und zu fördern«, Genüge tun. In diesem Sinne erschienen die ersten drei Jahrgänge 1989 bis 1991.

Auch das vierte Jahrbuch (1992) setzt diese Tradition fort. Die größeren Architekturbeschreibungen widmen sich dem gewerblichen Bau und dabei vor allem dem Bürobau. Andere

Bereiche, so insbesondere der Wohnungsbau, kommen, was »für alle unbestritten ist«, eindeutig »zu kurz«, gesteht selbst Meyhöfer, neben Schwarz einziges Redaktionsmitglied des Architekturjahrbuchs. Seine Erklärung, daß es in Hamburg wohl »zahlreiche ambitionierte Kontorhäuser« gebe, aber »kaum experimentellen und guten Wohnungsbau«, vermag jedoch nicht zufrieden zu stellen. Denn bei knapp 4500 fertiggestellten Wohnungen im vergangenen Jahr kommt diese Aussage einem ungeheuren Armutzeugnis für die Hamburger Wohnungsbauarbeit gleich, das so ohne Begründung einfach nicht akzeptiert werden kann. »Ort der Architekturkritik« kann das Jahrbuch in diesem selbstgestellten Sinne dann nicht sein.

Das Fehlen von Wohnungsbaubeispielen macht gleichzeitig auf ein Grundproblem des Architekturjahrbuchs aufmerksam, denn der Leserschaft werden keinerlei Kriterien an die Hand gegeben, wonach die im Jahrbuch behandelten Bauten überhaupt ausgewählt worden sind. Warum sind Bauten aus Stuttgart oder Neuss ausführlich besprochen und die Neubauten der TU Hamburg-Harburg beispielsweise nicht? Eine Einleitung, die die Diskussion des Beirats und der Redaktion um aufzunehmende Bauten und Themen wiedergibt, könnte diesem Mangel leicht abhelfen und das Jahrbuch damit auf einen solideren, weil nachvollziehbaren Sockel stellen. Andererseits verhilft eine neue Akzentsetzung dem 92er Jahrbuch gegenüber den Vorgängerbänden zu deutlich mehr Informationsgehalt. So rückt dort neben der Architektur erstmals auch die Stadt und die »Diskussion über das, was Stadt ist oder sein könnte« in den Blickpunkt (Erler). Vier Beiträge behandeln »Boomtown Hamburg« aus verschiedenen Blickrichtungen: Städtebau (Kossak), Sozialstruktur (Dangschart), wirtschaftlicher Wandel (Krüger / Läßle), Regionalplanung (Farenholtz). Die Autoren verfolgen die Frage nach »Realität, Wunschvorstellung oder gar Selbsttäuschung?« der wachsenden Stadt und »machen Vorschläge zum Umgang« mit ihr. Damit gibt das 92er Jahrbuch seiner Leserschaft erstmals in einem breiteren Rahmen die Möglichkeit, über Architektur im Kontext der wirtschaftlichen und gesell-

schaftlichen Entwicklung Hamburgs nachzudenken.

Das Architekturjahrbuch greift so – zwar erst sehr spät, aber mit wichtigen Beiträgen – in die 1989 vor dem Hintergrund der Verbesserung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und der damit einhergehenden Entwicklung Hamburgs von der »schrumpfenden« zur »wachsenden« Stadt neu entfachte Stadtentwicklungsdiskussion ein. Daß dabei z. T. bereits bekannte Inhalte und Vorschläge transportiert werden – so ist die vom Hamburger Oberbaudirektor Kossak gezogene Bilanz der Hamburger Städtebaupolitik der 80er Jahre größtenteils bereits in seinem 1989 zusammen mit Mirjana Markovic verfaßten Buch »Hamburg. Stadt im Fluß« enthalten – schadet jedoch nicht. Denn trotz längerer Diskussion sind die Lösungsvorschläge für die Probleme der wachsenden Stadt noch lange nicht überall bekannt und vor allem längst noch nicht ausdiskutiert. Aus stadtplanerischer Sicht fordert Kossak für die 90er Jahre, dem Wachstumsdruck Hamburgs mit einem »schlüssigen Gesamtkonzept für die Entwicklung des Raumes innerhalb und außerhalb der Landesgrenzen« zu begegnen. In der »inneren Verdichtung« und »Funktionsmischung« sieht er – ebenso wie auf politischer Ebene seine Chefin, Stadtentwicklungssenatorin Traute Müller – eine wirksame Handhabe für den Umgang mit dem zunehmenden Flächenbedarf der einzelnen Funktionen.

Der Städtebauprofessor Farenholtz steht demgegenüber der Nachverdichtung hinsichtlich ihrer Wirksamkeit zur Lösung der anstehenden Wachstumsprobleme skeptischer gegenüber, lehnt sie aber trotzdem nicht völlig ab. Er geht ebenso wie Kossak davon aus, daß innerhalb der Hamburger Grenzen allein die Probleme nicht mehr zu lösen sind. Für die Stadt propagiert er Konzepte der »behutsamen Stadterneuerung« und der ökologisch orientierten Stadtentwicklung. Einen umfassenden und wirksamen Ansatz für eine ökonomisch, sozial und ökologisch vertretbare Bewältigung der Entwicklungsprobleme sieht er jedoch in der Regionalentwicklung, die er für »vordringlich« hält. »Der Lebensraum Hamburgs ist die Region.« Infolgedessen fordert er ein regionales Entwicklungskon-

zept, das »regional, ökologisch bestimmbare Essentials« definiert, »die als Basis und als Rahmen für die Regionalentwicklung, für die Regionalplanung dienen« sollen.

Während Kossak und Farenholtz in ihren Beiträgen das wirtschaftliche Wachstum der Hansestadt räumlich zu organisieren suchen, hinterfragen die Stadtökonom Krüger und Läßle das wirtschaftliche Fundament der Hansestadt. Entgegen der gängigen Meinung behaupten sie, Hamburg habe seine wirtschaftlichen Strukturprobleme der 80er Jahre noch nicht bewältigt. Zwar hätten »moderne Industrie- und Dienstleistungsfunktionen« als Wirtschaftsbereiche der Zukunft ihr Gewicht verstärkt. »Es ist jedoch kaum gelungen, innovative Segmente, die in Hamburg durchaus vorhanden sind, mit den Strukturen der traditionellen ökonomischen Basis zu verknüpfen.« Diese fehlende Vernetzung zwischen Industrie- und Dienstleistungssystem, so folgern sie, ginge jedoch zu Lasten der allgemeinen Wirtschaftskraft. Von der Hamburger Wirtschaftspolitik, die ihrer Meinung nach von falschen Grundlagen ausgeht, fordern sie deshalb ein Umdenken. Insbesondere warnen sie vor einer Überbewertung des Hamburger Hafens.

Im vierten Beitrag beleuchtet der Stadtsoziologe Dangschart »Soziologische Aspekte der aktuellen Wohnungsnachfrage und der Wohnungspolitik«. Neben einer Analyse der aktuellen Situation, in der er u. a. auf die Gründe der aktuellen Wohnraumknappheit eingeht, macht er auch Lösungsvorschläge für die bestehenden Versorgungsprobleme auf dem Wohnungsmarkt. Am spektakulärsten diesbezüglich ist wohl sein Vorschlag, die Stadt Hamburg möge »den Bau und die Vermarktung von Luxuswohnungen« betreiben und die »Gewinne zweckgebunden dem Erhalt und der Ausweitung preiswerten Wohnraums« zur Verfügung stellen.

Es bleibt zu hoffen, daß das Architekturjahrbuch auch in Zukunft ein Forum für die Diskussion der Grundlagen und der Entwicklungsmöglichkeiten der Stadt bleibt, in dem Lösungsansätze aus verschiedenen Bereichen vorgestellt werden können.

Hamburg

Hildegard Kösters



Geschichte der Architektur- und Städtebauwettbewerbe

von Heidede Becker
unter Mitarbeit von Sabine Knott
1992. 346 Seiten, 141 Abbildungen, 10 Übersichten, 2 Tabellen
Kart. DM 68,-
ISBN 3-17-012504-4
Schriften des Deutschen Instituts für Urbanistik, Band 85

„Wahrlich mehr als alles andere stempelt die Mangelhaftigkeit der Programme so viele Konkurrenzen zu einem Lotteriespiel“, ärgerte sich 1879 der Schriftleiter der Deutschen Bauzeitung, die damals in der Berichterstattung über das Wettbewerbswesen führend war. Konkurrenzen, Preisausschreiben und Wettbewerbe werden seit Jahrhunderten eingesetzt, um für architektonische und städtebauliche Aufgaben die jeweils besten Ideen und Lösungen zu finden. Aber erst 1867 entwarfen die preußischen Architekten und Ingenieure eine erste Wettbewerbsordnung, die im folgenden Jahr beschlossen wurde.

In der Rückschau auf die historische Wettbewerbspraxis von 1867 bis zum Zweiten Weltkrieg wird offenbar, daß sich Kritik und Konflikte nicht am Instrument an sich, sondern an seiner Handhabung entzündeten. Erstaunlich ist dabei die Kontinuität der Probleme: Anstoß erregen stets von neuem mangelhafte Ausschreibungen, oberflächliche oder taktische Urteilsfindung, auch die Entscheidungsscheu von Preisgerichten und Nachjurierungen.

Am Beispiel zahlreicher Schlüsselwettbewerbe zu Architektur-, Städte- und Wohnungsbauaufgaben werden traditionelle Sackgassen im Wettbewerbswesen und experimentelle Verfahrensansätze sichtbar.

In den Auseinandersetzungen über das jeweils geltende Regelwerk von der ersten Wettbewerbsordnung 1868 bis zu den Anordnungen der Reichskulturkammer 1934 und im Kampf um die Erhaltung dieser Regularien spiegeln sich die konkreten Erfahrungen von Architekten, Städtebauern und Bauverwaltung ebenso wie die Reaktionen der Zeitgenossen auf Verfahren und Bauresultate.



Verlag Postfach 80 04 30
W. Kohlhammer 7000 Stuttgart 80